Tausend und Ein Gespenst.

Von

Alexander Dumas.

Aus dem Französischen übersetzt

von

W. L. Wesché.

Dritter Band.

Leipzig, 1849.
Verlag von Christian Ernst Kollmann.
Wien,
bei Wittenbecher, Siegel und Kollmann.
Wallnerstraße Nr. 263.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

[illegible]
Bibliothek

Tausend und Ein Gespenst.

Dritter Band.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

I.

Die Heirathen des Vater Olifus.

Dritte Heirath des Vater Olifus.

Das Auto-da-Fe.

Nachdem Vater Olifus, wie am Schluß des vorigen Kapitels erwähnt, ein Glas Rum ausgetrunken, fuhr er in seiner Erzählung fort:

Während der acht Tage, welche ich nach meiner Verheirathung in Negombo zuzubringen gezwungen gewesen war, bin ich sehr geplagt worden. Wenn die Chingulesen bös auf Jemand sind, so haben sie zuweilen seltsame Manieren, sich an ihm zu rächen. In Italien richtet man sich so ein, seinem Feinde einen Dolchstoß versetzen zu lassen, in Spanien versetzt man ihm diesen selbst; aber in dem einen wie in dem andern Falle hat die Sache immer Unannehmlichkeiten. Bezahlt man ei-

nen Mann, um zu erdolchen, so kann dieser Mann uns angeben. Erdolcht man selbst, so kann man gesehen werden. Aber in Ceylon, dem Lande alter Civilisation, ist man viel weiter, als in unserem armen Europa.

In Ceylon tödtet man seinen Mann durch Zufall.

Im Allgemeinen entledigt man sich seines Feindes mittelst folgenden Zufalles.

Ich muß Ihnen sagen, daß Ceylon das Vaterland der Elephanten ist. In Ceylon begegnet man den Elephanten, wie man in Holland den Enten begegnet. Ceylon liefert der ganzen Welt Elfenbein und ganz Indien Elephanten.

Nun aber sind die Elephanten, wie Sie wissen, Thiere voll Verstand, welche dort alle Dienste verrichten, selbst den des Scharfrichters, und in diesem Falle lernen sie diese Rolle so gut, daß sie der ihnen gegebenen Vorschrift gemäß verfahren. Wenn der Verbrecher verurtheilt ist, geviertheilt zu werden, so reißen sie ihm Arme und Beine eines nach dem andern aus, und tödten ihn nachher. Wenn der Tod befohlen ist, so packen sie ihn mit ihrem Rüssel, werfen ihn in die Luft, und fangen ihn mit ihren Fangzähnen auf. Wenn mildernde Umstände obwalten, so heben sie den Verurtheilten mit ihrem Rüssel auf, schleudern ihn drei Male herum, wie es ein Hirt mit einer Schleuder macht, und werfen ihn in die Luft; wenn er keine Bäume antrifft, wenn er auf keinen zu harten Boden zurückfällt, so kömmt er zuweilen mit einem zerbrochenen Beine, einem verrenkten Arme oder Halse da-

von. Ich habe daher auch in Ceylon bemerkt, daß sehr selten ein Elephant an einem Hinkenden, einem Einarmigen oder an einem Buckeligen vorübergeht, ohne ihm ein kleines Zeichen der Bekanntschaft zu machen.

Nun aber hat Jedermann, wie Sie begreifen werden, seinen Elephanten, und jeder Elephant seinen Cornac. Man ladet irgend einen Cornac ein, eine Pfeife Opium zu rauchen, einen Mund voll Betel zu kauen oder ein Glas Branntwein zu trinken, und man sagt zu ihm:

Ich würde gern 10, 20, 30, 40, 50 Rupien dem Manne geben, der mir zu sagen käme, daß der oder jener gestorben ist.

Wohlverstanden bringen sie den Namen dessen an, den sie umbringen wollen.

— Wahrhaftig? sagt der Cornac.

— Auf Ehre!

— Schlagen Sie ein, und wenn ich seinen Tod erfahre, so verspreche ich Ihnen der Erste zu sein, der Ihnen denselben meldet.

Acht Tage nachher erzählt man uns, daß ein Elephant, indem er an einem wackeren Manne vorüberging, der ihm Nichts that, plötzlich in Wuth gerathen ist, ihn mit seinem Rüssel gepackt hat, und ihn trotz dem Rufen seines Cornacs so hoch! so hoch! so hoch in die Luft geworfen hat, daß er todt war, bevor er wieder zurückfiel.

Am selben Abende rafft man den Cornac toll und voll betrunken auf, und wenn man ihn befrägt, so antwortet er, daß er sich aus Verzweiflung berauscht habe.

Am folgenden Tage begräbt man den Todten nach der Weise des Landes, das heißt, man reißt einen Baum aus, höhlt ihn aus, legt die Leiche hinein, füllt die leeren Räume mit Pfeffer aus, und läßt ihn liegen, bis man die Erlaubniß erlangt hat, ihn zu verbrennen.

Das ist es also, wovor ich mich fürchtete. Während der letzten acht Tage, welche ich in Negombo blieb, sagte ich daher auch, wenn ich einen Elephanten auf der einen Seite sah: Wir kennen das! und ich ging auf die andere Seite.

Ich war daher sehr zufrieden, als ich mich auf einer guten kleinen Brigg fühlte, welche ihre acht Knoten in der Stunde zurücklegte und an der Küste von Malabar hinsegelte.

Drei Wochen nach meiner Abreise von Negombo landete ich in Goa.

Ich hatte mich auf einem portugiesischen Schiffe eingeschifft, und ich sah, wie der Kapitän seine Fahrt so beeilte, daß er selbst bei stürmischem Wetter so viel hohe Segel aufspannte, bei gewöhnlichem Wetter so viele Beisegel los ließ, daß ich mich nicht enthalten konnte, ihn um die Ursache einer so großen Eile zu fragen. Er antwortete mir nun, daß er ein guter Katholik sei, und daß er glaubte, es würde heilbringend für seine Seligkeit sein, wenn er zeitig genug ankommen könnte, um dem Auto-da-Fe von 1824 beizuwohnen.

Ich muß Ihnen sagen, daß in Goa die Auto-da-Fe's nur alle zwei bis drei Jahre stattfinden; aber, wie

Sie begreifen werden, sind sie deshalb nur um so schöner. Dieser verteufelte Kapitän machte seine Sache so gut, mein Herr, daß wir mit Gottes Hilfe drei Tage vor der Feierlichkeit ankamen.

Durch ihn fand ich schon am Tage meiner Ankunft eine Wohnung in einer portugiesischen Familie. Ich hatte mich anfangs so einrichten wollen, mich ganz bei ihr in Pension zu geben, und die Mahlzeiten gemeinschaftlich zu nehmen; aber der Kapitän, der ein wackerer Mann war, sagte mir, ich möge warten, da die portugiesischen Gebräuche mir vielleicht nicht behagen würden.

In der That, als ich am Tage meiner Ankunft selbst von meinen Wirthen zum Mittagessen eingeladen worden war, und ich sie Alle aus derselben Schüssel, selbst die Suppe hatte essen sehen, so beschloß ich von nun an allein zu essen, und noch am selben Abende lief ich so lange herum, bis ich ein kleines, an dem Hafen gelegenes Haus zu ermiethen gefunden hatte, welches, obgleich es wundervoll gelegen war, ein Stockwerk und einen reizenden Garten hatte, mir für zwei Rupien monatlich, das heißt, für ein wenig mehr als fünf Franken überlassen wurde.

— Wie wäre es, Biard, äußerte ich, indem ich mich nach meinem Reisegefährten umwandte, wenn wir nach Goa gingen?

— Hm! hm! antwortete Biard wie Jemand, dem der Vorschlag ziemlich gefiel.

— Nach Goa gehen, nach Goa gehen, begann Vater Olifus wieder, das ist ein schönes Land, in welchem

man umsonst lebt. Es gibt dort köstliche Frauen; nur nehmen Sie Sich vor dem Troa und vor der Inquisition in Acht.

—Was ist das, der Troa? fragte ich.

—Gut, lassen Sie mich erzählen, fuhr Olifus fort, die Sache wird zu seiner Zeit kommen. Als das Haus gemiethet, war es wie in Negombo, ich mußte es möbliren; das war gleichfalls dort nicht theuer. Nur war ich, da ich mein ganzes kleines Vermögen in Gold hatte, genöthigt, meine Zuflucht zu den öffentlichen Wechslern zu nehmen, deren sehr einträgliches Geschäft darin besteht, den Fremden gegen ihr Gold und ihr Silber eine abscheuliche Kupfermünze zu geben. Zwei bis drei Male nahm ich also an demselben Tage meine Zuflucht zu ihnen, und mußte also zwei bis drei Male die Hand in die Tasche stecken, so daß, da man mich jedes Mal fünf und zehn Guldenstücke aus meiner Tasche hatte ziehen sehen, es nicht mehr bedurfte, damit ich in einer armen, zu Grunde gerichteten Stadt, wie es Goa ist, das Gerücht verbreitete, daß ein Nabob daselbst angekommen sei. Noch am selben Abende erhielt ich daher auch den Besuch von zwei bis drei adeligen Damen oder Fräulein, welche mir, wie es der Gebrauch ist, ihren Bedienten sandten, um Almosen von mir zu verlangen, während sie in einem Palankin vor der Thür für den Fall warteten, daß ich sie zu sehen wünschen sollte. Ich war noch sehr ermüdet von meiner Reise, so daß ich mich damit begnügte, ihnen Alles das zu senden, was mir von meiner Kupfermünze übrig blieb, ohngefähr zwei bis drei Rupien,

was die Leute in der Ansicht bestätigte, daß ich ein reicher Handelsmann wäre.

Am folgenden Tage besuchte ich die Stadt, die Kirchen, welche sehr schön sind, und besonders die von Unserer lieben Frau der Barmherzigkeit, das königliche Hospital, das an dem Flusse liegt, und das ich anfangs nicht für ein Hospital, sondern für einen Palast hielt; den Sanct Katharinenplatz; die gerade Straße, ein ewiger Markt, auf dem man Alles findet, was man nöthig hat: Möbeln, Kleidungsstücke, Gemüse, Werkzeuge aller Art, männliche und weibliche Sclaven, mit denen man nicht betrogen werden kann, da man sie ganz nackend verkauft; die Statue der Lucretia, welche aus der sich beigebrachten Wunde Wasser genug gibt, um die ganze Stadt zu versorgen; die von dem heiligen Franz Xaver gepflanzten Bäume, welche wegen ihres geheiligten Ursprunges niemals weder von der Axt noch von dem Messer berührt worden sind, und ich kehrte mit der Ueberzeugung nach Haus zurück, daß das beste Geschäft, welches ich unter allen diesen Geschäften annehmen könnte, der Handel mit Früchten wäre.

Dieser Handel wird in Goa auf folgende Weise ausgeführt: Man kauft auf dem Bazar ohngefähr fünfzehn schöne Mädchen für den Preis von zwanzig bis fünf und zwanzig Thaler, man legt ihnen ein elegantes Kostüm an, steckt ihnen Ringe an die Finger, hängt ihnen Ohrringe in die Ohren, gibt ihnen ein Körbchen auf den Kopf und in das Körbchen Früchte, und läßt sie dann um acht Uhr Morgens in die Stadt ziehen. Die reichen jungen

Leute, welche die Früchte und die Unterhaltung lieben, lassen sie zu sich eintreten und plaudern mit ihnen. Es gibt unter ihnen welche, die ihr Körbchen acht bis zehn Male täglich leeren. Wenn jedes Mal, wo sie ihr Körbchen leeren, das dem Herrn nur eine Rupie eintrüge, so sieht man, daß dieser Handel, da der Herr ihnen nur nach seinem Belieben gibt, weil sie Sclavinnen sind, ein ziemlich hübsches Einkommen ist.

Was mich anfangs überraschte, ist, daß mir die Straßen nur von Sclaven, von Mestizen oder von eingebornen Indiern bevölkert schienen; freilich sieht man von Zeit zu Zeit einen von Negern getragenen Palankin vorüberkommen, aber so fest verschlossen, daß man die Person nicht erkennen kann, welche sich darin befindet, die auf ihrer Seite Oeffnungen hat, um ganz nach ihrem Gefallen zu sehen. Ich beklagte mich von dem ersten Tage an über diese Abwesenheit von Frauen, welche die Straßen von Goa traurig und arm macht, aber man sagte mir, daß ich am zweiten Tage auf dem Sanct Lazarusfelde das sehen würde, was es bestes in der Stadt gäbe. Ich fragte, was das Sanct Lazarusfeld wäre, und man antwortete mir, daß es der Ort wäre, auf welchem das Auto-da-Fe gehalten würde.

Wie man mir gesagt hatte, war es, es sei denn, daß man hohe Protection hätte, sehr schwer, vorbehaltene Plätze zu erlangen, und für die andern Plätze mußte man sich lange Zeit vorher in die Reihe stellen; aber, wie ich gesagt habe, man hielt mich für reich, und nun ließ mir Jedermann Plätze anbieten; diese Plätze, für die man

sich nicht schämte zwei bis drei Pagoden zu fordern, sanken in dem Maße im Preise, als man sah, daß ich handelte, und ich erhielt am Ende eine Eintrittskarte über der Loge des Vicekönigs für zwei Rupien.

Das Fest fand gerade an dem Tage des heiligen Dominikus, des Schutzpatrons der Inquisition, statt, und ich kann sagen, daß sich an diesem Tage, vielleicht mit Ausnahme meiner, Niemand in Goa zu Bett legte. Es gab auf der Straße nichts als Tänze, Gesänge und Ständchen, und man sah wohl, daß sich, wie ich es im Laufe des Tages zwanzig Male hatte sagen hören, irgend etwas Gott sehr Angenehmes zutragen würde.

Ich hatte meinen vorbehaltenen Platz in dem Cirkus, den man um das Auto=da=Fe herum aufgeschlagen hatte, ich konnte daher alle die Einzelnheiten des Schauspieles eine nach der andern genießen. Zuvörderst sah ich die Verurtheilten aus ihrem Gefängnisse kommen; es waren ohngefähr zwei Hundert.

Ich fragte, wie lange das Fest dauern würde, da eine so große Anzahl armer Sünder zum Mindesten eine Woche erfordere. Aber der, an den ich mich wandte, und der ein reicher portugiesischer Handelsmann war, antwortete mir, indem er traurig den Kopf schüttelte, daß das Inquisitionstribunal mit jedem Tage in seinem Eifer nachließe, und daß unter dieser ganzen Menge von Heiden und von Ketzern nur drei verurtheilt wären, verbrannt zu werden, indem die Andern der Strenge der heiligen Inquisition entgangen, und nur zu fünfzehn Jahren, zu zehn Jahren, zu fünf Jahren, zu zwei Jahren Gefäng=

niß verurtheilt wären, und einige sogar nur um Abbitte zu thun, und um als ganze Strafe der Hinrichtung der drei Elenden beizuwohnen, die für strafbar genug gehalten worden wären, um verbrannt zu werden. Ich wünschte die zu sehen, welche bestimmt wären, verbrannt zu werden, mein gefälliger Gesellschafter antwortete mir, daß nichts leichter sei, als sie zu erkennen, da auf ihren langen schwarzen Gewändern ihr Porträt, auf Feuerbränden liegend, abgebildet sei, mit Flammen, die sich um dieses herum erheben, und mit Teufeln, welche in diesen Flammen tanzen; die, welche zum Gefängniß verurtheilt waren, hatten statt der Flammen, welche sich von dem Saume des Gewandes bis zu dem Gürtel erhoben, im Gegentheile Flammen, welche von dem Gürtel bis nach dem Saume des Gewandes hinabgingen; die, welche nur Abbitte thaten, und die als ganze Strafe der Hinrichtung beiwohnen sollten, trugen schwarze Gewänder mit weißen Streifen, ohne irgend eine aufsteigende noch herabfallende Flamme.

Alle diese Verurtheilten wurden zuvörderst aus dem Gefängnisse nach der Jesuitenkirche geführt, wo man ihnen heftige Vorwürfe machte, nach denen man jedem sein Urtheil vorlas, das ohne Zweifel jeder bereits durch das Gewand kannte, mit dem er angethan war. Nach angehörter Messe und nach dem vorgelesenen Urtheil setzte sich der Trauerzug nach dem Sanct Lazarusfelde in Bewegung.

Mein Gewürzhändler hatte mich nicht belogen, und dieses Mal hätte ich Unrecht gehabt, mich zu beklagen.

Alle adeligen Frauen, alle reichen Frauen, alle eleganten Frauen von Goa waren da in einem Raume versammelt, der so groß wie der Circus eines gewöhnlichen Stiergefechtes war; alle Stufen waren damit beladen, so daß man hätte glauben können, sie würden brechen; in der Mitte erhob sich der Scheiterhaufen mit einem dreikantig behauenen Pfahle; an jeder seiner Seiten befand sich ein eiserner Ring, um den Verurtheilten fest zu halten; und jedem Ringe gegenüber hatte man einen Altar mit einem Kreuze aufgeschlagen, damit der arme Sünder das Glück genießen könnte, Christus bis zum letzten Augenblicke zu sehen.

Mein Gewürzhändler und ich hatten große Mühe, auf unsere Plätze zu gelangen, aber am Ende gelangten wir gerade in dem Augenblicke dahin, wo die Verurtheilten ihrer Seits, durch eine mit einem schwarzen und mit Silberthränen besäeten Vorhange behangene Thür auf den Richtplatz eintraten.

Bei ihrem Eintritte erhoben sich religiöse Gesänge von allen Seiten, und die Frauen begannen prachtvolle Rosenkränze, die einen von Ambra, die andern von Perlen, in ihren Händen zu drehen, indem sie dabei unter ihren halbaufgeschlagenen Schleiern Blicke zur Rechten und zur Linken schleuderten. Ich glaube, daß ich für den erkannt wurde, den man den reichen Perlenhändler nannte, denn nicht wenige von diesen Blicken verweilten auf mir; ich befand mich freilich über der Loge des Vicekönigs, und konnte wohl eine gute Anzahl von Blicken mir zugerechnet haben, die ihm bestimmt waren.

Die Feierlichkeit begann. Man packte die drei armen Sünder unter den Armen, und half ihnen den Scheiterhaufen zu besteigen, auf den sie mit großer Mühe gelangten; wie Sie begreifen werden, ist es kein Spaß, lebendig verbrannt zu werden. Endlich gelangten sie, halb selbstthätig, halb mit Hilfe Anderer, auf die Höhe; man befestigte sie mit eisernen Ketten an die Ringe, da gewöhnliche Stricke zu schnell verzehrt werden, und dann die armen Sünder ohne allen Zweifel von dem Scheiterhaufen auf den Boden herabspringen und ganz brennend in dem Cirkus herumlaufen würden, was ein allgemeines Aergerniß für Jedermann und ein besonderes für ihre Seelen gewesen wäre, weil sie daran denken würden, auf gute Weise zu entfliehen, und nicht auf gute Weise zu sterben; aber mittelst der eisernen Ketten, welche sie bei den Füßen, mitten um den Leib und am Halse zurückhalten, ist keine Gefahr vorhanden, daß sie eine einzige Bewegung machen.

Nur, da es bei den sinnreichsten Dingen immer eine schwache Seite gibt, so findet in Ermangelung dieser Gefahr eine andere statt, nämlich, daß die Verwandten des Verurtheilten den Scharfrichter bestechen, und daß dieser, indem er ihm die Kette um den Hals legt, sie einmal mehr umdreht und ihn erdrosselt; dann verliert das Schauspiel, wie Sie wohl begreifen werden, beinahe sein ganzes Interesse, da man eine Leiche, statt eines lebendigen Menschen verbrennen sieht. Aber an diesem Tage war der Scharfrichter ein gewissenhafter Mann, und Jedermann konnte sich überzeugen, daß die Verurtheilten

wirklich lebten, da man sie länger als zehn Minuten lauter, als die Gebete Aller, um Erbarmen rufen hörte.

Als die Feierlichkeit beendigt, füllte jeder einen kleinen Beutel mit Asche an dem Scheiterhaufen. Wie es scheint, hat diese Asche dasselbe Vorrecht, als der Strick eines Gehenkten, und bringt den Familien Glück.

Als ich meinen Beutel wie die Andern gefüllt hatte, fühlte ich, daß man mir ein Billet in die Hand steckte. Ich wandte mich um, eine alte Frau legte ihren Finger auf ihren Mund, sprach die einzigen Worte aus: Lesen Sie! und entfernte sich.

Ich gerieth einen Augenblick in Verlegenheit, hierauf schlug ich das Billet auf und las:

„Heute Abend um zehn Uhr sind Sie in dem Garten des dritten Hauses zur Rechten des Teiches erwartet. Das Haus hat grüne Läden; zwei Cocosnußbäume erheben sich vor seiner Thür. Sie werden über die Mauer steigen und unter dem traurigen Baume verweilen, wo dieselbe Duegna, welche Ihnen dieses Billet übergeben hat, Sie abholen wird."

Ich wandte mich nach der Seite der Duegna um; sie war in der Entfernung stehen geblieben. Ich gab ihr mit der Hand einen Wink der Zustimmung; sie antwortete durch eine Verbeugung und verschwand.

II.

Die Heirathen des Vater Olifus.

Dritte Heirath des Vater Olifus.

Donna Ines.

Ich wußte ohngefähr, wo der Ort des Rendezvous lag. Von der Höhe der Mauer der alten Stadt hatte ich die ganze Umgegend entdeckt, und besonders als einen reizenden Spaziergang die Ufer des kleinen Teiches bemerkt, an welchem alle reichen Portugiesen mit Gärten umgebene Landhäuser haben. Was die Baumart anbelangt, welche man den traurigen Baum nannte, weil er nur des Nachts blüht, so kannte ich ihn, weil ich einen in dem Garten des von mir gemietheten Hauses gesehen hatte.

Um halb zehn Uhr verließ ich Goa; ich hatte drei bis vier Perlen bei mir, die schön genug waren, damit das Geschenk, wenn ich zufälliger Weise ein Geschenk zu ma=

chen hätte, nicht verschmäht würde. Ich steckte auf jeden Zufall hin einen Chingulesischen Dolch unter meine Weste, und beschloß, herzhaft die Gefahren meines nächtlichen Ausganges zu laufen.

Um drei Viertel auf zehn Uhr gelangte ich an das kleine Haus, das ich vollkommen an der Beschreibung erkannte, welche mir davon gemacht worden war. Ich ging um dasselbe herum, um eine Stelle der Gartenmauer zu suchen, welche ich ohne zu große Schwierigkeit übersteigen könnte, als ich eine Thüre fand und die Hoffnung in mir aufstieg, daß man diese Thüre vielleicht offen gelassen hätte, um mir die Mühe des Uebersteigens zu ersparen; ich irrte mich nicht, indem ich sie drückte, gab sie nach, und ich befand mich in dem Garten.

Einmal eingetreten, war es nicht schwierig, den Ort zu finden, wo ich warten sollte. Von seinem wundervollen Wohlgeruche geleitet, war ich nach Verlauf eines Augenblickes unter dem dichten Schatten verborgen, den der traurige Baum um sich herum verbreitete. Seine Blumen, welche sich um zehn Uhr Nachts öffnen, um sich vor Tagesanbruche wieder zu schließen, schüttelten ihre duftigen Kelche, und unter dieser Menge von Blüthen, mit denen er bedeckt war, fielen einige wie Schneeflocken um mich herum, und luden mich ein, mich auf ihre duftige Streu zu lagern. Obgleich ich, wie Sie werden bemerkt haben, von ziemlich wenig poetischer Natur bin, so vermogte ich mich dennoch nicht zu enthalten, mich dem Zauber dieser schönen Nacht hinzugeben, und wenn ich jetzt, wo ich Ihnen davon spreche, ein Bedauern habe, so

ist es das, daß ich Ihnen wie ein alter Seewolf, der ich bin, davon spreche, und nicht wie ein Dichter, der Sie, oder wie ein Maler, wie Ihr Begleiter ist.

Biard und ich verneigten uns.

—Wahrlich, Vater Olifus, sagte ich zu ihm, Sie haben Unrecht, sich zu entschuldigen. Sie erzählen wie Herr Bernardin von Saint-Pierre.

—Ich danke Ihnen, sagte Vater Olifus, denn, obgleich ich Herrn Bernardin von Saint-Pierre nicht kenne, so vermuthe ich doch, daß es ein Kompliment ist, welches Sie mir machen. Ich fahre also fort.

Ich befand mich dort, und wartete seit ohngefähr einer Viertelstunde, als ich das Rauschen eines Stoffes und das Geräusch eines Schrittes hörte, wonach ich eine Gestalt erblickte, welche sich furchtsam näherte. Ich rief leise, meine Stimme beruhigte meinen Führer, der nun gerade auf mich zukam, mir einen Zipfel des Gürtels zuwarf, von dem er das andere Ende hielt, und, indem er vor mir zu gehen begann, mich, ohne ein einziges Wort zu sagen, nach dem Hause zuführte.

Mit Ausnahme von zwei bis drei Fenstern, deren inneres Licht durch die Spalten des Ladens drang, war das Haus gänzlich dunkel, und diese Dunkelheit trat um so mehr hervor, als man, da es roth angestrichen war, in der Finsterniß der Nacht seine Umrisse nicht unterschied. Sobald ich die Schwelle überschritten, wurde die Dunkelheit noch schwärzer. Nun zog die Duegna den Gürtel an sich, bis daß sie meiner Hand begegnete; sie ergriff meine Hand, ließ mich eine Treppe hinauf und über einen Vor-

platz geben, und indem sie eine Thüre an sich zog, aus deren Oeffnung ein Strom von Licht fiel, schob sie mich in ein Zimmer, in welchem eine vollkommen hübsche Frau von zwanzig bis zwei und zwanzig Jahren auf einer Matratze lag, die mit einem prachtvollen Chinesischen Stoffe überzogen und von einem Ruhebette von Bambus getragen war.

In der Mitte des Zimmers, dessen Luft durch einen großen, von der Decke herabhängenden Fächer erfrischt ward, der sich von selbst zu bewegen schien, stand ein mit eingemachten Früchten und Backwerken beladener Tisch.

Zu jener Zeit war ich jung, war ich ein schöner junger Mann, nicht schüchtern, im Gegentheile. Ich machte der Dame mein Kompliment; sie nahm es wie eine Frau auf, welche es am Ende gesucht hatte. Ich setzte mich neben sie.

In Ceylon und in Buenos Ayres hatte ich ein wenig Spanisch Kauderwälschen gelernt, das Spanische und das Portugiesische sind einander ähnlich; dann gibt es am Ende der Sprache der Worte, welche man zuweilen nicht versteht, die Zeichensprache, die man immer versteht. Sie zeigte mir das Abendessen, das mich seit einer Stunde erwartete, man durfte es nicht länger warten lassen. Wir setzten uns zu Tisch. Der Gewohnheit bei dem unter vier Augensein in Spanien und in Portugal gemäß, befand sich nur ein Glas auf dem Tische. Der Porto und Madeira glänzten in zwei Flaschen, der eine wie ein Rubin, der andere wie ein Topas. Ich hatte die beiden Flüssigkeiten bereits gekostet; ich fand sie von der besten Aus-

wahl, und ich stand im Begriffe, das Backwerk und die eingemachten Früchte anzugreifen, als plötzlich die Duegna ganz entsetzt eintrat, und ihrer Gebieterin einige Worte ins Ohr sagte.

—He! fragte ich, was gibt es?

—Nichts, antwortete meine Schöne ruhig, es ist mein Gatte, den ich noch für drei bis vier Tage in Gondapour glaubte, und der uns mit einem Male über den Hals kömmt. Er macht es immer so, der abscheuliche Mestize.

—Ah! ah! äußerte ich. Und ist Ihr Gatte etwa eifersüchtig?

—Wie ein Tiger.

—So daß, wenn er mich hier fände . . .

—Er Sie umbringen würde.

—Gut, daß ich dieß weiß, sagte ich, indem ich meinen Dolch aus meinem Busen zog und ihn auf den Tisch legte, man wird seine Vorsichtsmaaßregeln treffen.

—O! was machen Sie denn? sagte sie.

—Dam! Sie sehen es, es gibt ein Sprichwort, welches sagt, daß es besser sei, den Teufel zu tödten, als daß der Teufel uns tödtet.

—O! man muß Niemand tödten, sagte sie lachend und indem sie bei diesem Lachen Perlen zeigte, neben denen die, welche ich in meiner Tasche hatte, schwarz geschienen hätten.

—Wie das?

—Ich übernehme Alles.

—O! dann ist es sehr gut.

—Nur treten Sie in dieses Kabinet, es führt auf

eine Terrasse, und verlieren Sie das nicht aus dem Gesicht, was sich hier zutragen wird. Wenn mein Gatte einen Schritt auf das Kabinet zu thut, was nicht wahrscheinlich ist, so erreichen Sie die Terrasse und springen Sie von ihr hinab . . . sie ist nur zwölf Fuß hoch.

—Gut!

—Gehen Sie! ich werde mein Möglichstes thun, damit die Rückkehr Nichts in unsern Plänen ändert.

—Um so besser!

—Seien Sie unbesorgt, gehen Sie, ich höre seinen Schritt auf der Treppe.

Ich eilte in das Kabinet; sie hatte während dieser Zeit durch ein offenes Fenster den Porzellanteller und das Silbergesteck geworfen, welche meine Anwesenheit verrathen konnten; indem sie hierauf aus ihrem Busen ein kleines mit Silber gesticktes Säckchen zog, nahm sie aus demselben ein kleines Fläschchen, das eine grünliche Flüssigkeit enthielt, und goß davon einige Tropfen auf die der Backwerke, welche den Gipfel der Pyramide bildeten, worauf sie aufstand und die Hälfte des Weges zurücklegte, um nach der Thüre zu gehen. In diesem Augenblicke ging die Thüre auf.

Der, den sie einen abscheulichen Mestizen nannte, war ein prachtvoller Indier, mit bronzefarbiger Haut und kurzem und wolligen Barte.

Er trug ein reiches muselmännisches Kostüm, obgleich er Christ war.

Ah! mein Herr, unterbrach sich Vater Olifus, ich weiß nicht, ob Sie die Frauen studirt haben, aber, irdische

Frauen oder Meerweibchen, ich glaube, je hübscher sie sind, desto falschere und heuchlerischere Thiere sind es. Diese, welche schön wie ein Amor war, lächelte ihrem Gatten mit demselben Lächeln zu, mit dem sie mir einen Augenblick zuvor zugelächelt hatte. Aber trotz diesem Lächeln schien der Neuangekommene ziemlich mißtrauisch; er blickte zuvörderst um sich, dann schnüffelte er wie ein Währwolf, der frisches Fleisch sucht. Es schien mir, als ob seine Augen sich auf das Kabinet hefteten. Er that einen Schritt nach meiner Seite, ich that deren zwei zurück. Er berührte den Schlüssel der Thüre; ich ließ mich zwischen den Zweigen eines dicht belaubten Baumes von der Terrasse hinabgleiten. Ich sah Etwas wie einen schwarzen Schatten sich über meinen Kopf neigen; ich hielt meinen Athem an, der Schatten verschwand. Ich athmete wieder auf, und indem ich wieder vorsichtig hinaufstieg, befand sich mein Kopf bald wieder auf der Höhe der Terrasse; sie war leer.

Nun bemächtigte sich meiner die Neugierde, das zu sehen, was sich in dem Zimmer zutrüge, das ich so eben verlassen hatte. Ich stieg mit der Behendigkeit und Geschicklichkeit eines Seemannes wieder auf die Terrasse, und näherte mich auf den Fußzehen, um, wenn es möglich wäre, durch die geklafft gebliebene Thüre zu sehen.

Unsere beiden Gatten saßen neben einander bei Tische, indem die Frau den Gatten verliebter Weise mit ihren Armen umschlungen hielt, während der Gatte begierig die kleinen Kuchen aß, auf welche seine Frau das grüne Wasser geschüttet hatte.

Der Gatte wandte mir den Rücken, die Frau saß in Bezug auf mich zur Seite; sie erblickte ohne Zweifel einen Theil meines Gesichtes durch die Spalte der Thüre und gab mir mit dem Auge einen Wink, welcher sagen wollte: Sie werden sehen, was sich zutragen wird.

In der That, fast im selben Augenblicke begann der Gatte sein Glas zu erheben und schwärmerischer Weise die Gesundheit seiner Gattin auszubringen. Als die Gesundheit ausgebracht, begann er ein kleines Lied, das mit großem Orchester der Teller und der Flaschen endigte, auf die er mit seinem Messer schlug; endlich stand er auf und begann den Tanz der Bayaderen zu tanzen, indem er sich mit seiner Serviette drapirte.

Nun stand die Frau vom Tische auf, kam nach der Thüre, hinter welcher ich versteckt diesem seltsamen Schauspiele zusah, machte diese Thüre auf und sagte ruhig zu mir: — Kommen Sie.

—Kommen Sie . . . kommen Sie . . . antwortete ich, das ist allerliebst! aber . . .

—Gehen Sie doch! sagte sie, indem sie mich bei der Hand zog, wenn ich Ihnen sage zu kommen!

Ich zuckte die Achseln und folgte ihr.

In der That, ganz mit dem Charaktertanze beschäftigt, den er angenommen hatte, setzte ihr Gatte sein einsames Ballet fort, indem er mit seiner Serviette alle Arten von Stellungen annahm.

Dann, da die Serviette sehr klein für die Draperien war, mit denen seine anmuthigen Stellungen halb ver-

schleiert sein sollten, wickelte er seinen Turban ab, und begann den Shawltanz.

Während dieser Zeit hatte seine Frau mich auf das Kanapee geführt, auf welchem sie lag, als ich eingetreten war, und bei jeder Bemerkung, welche ich ihr machte, zuckte sie die Achseln. Als ich das sah, machte ich ihr keine mehr.

Nach Verlauf von Dreiviertelstunden des Tanzes schnarchte der Gatte, der sich seiner Seits gleichfalls sehr belustigt zu haben schien, wie eine Orgelpfeife.

Ich benutzte den Umstand, um eine Erklärung über diese kleinen, auf das Backwerk gegossenen grünen Tropfen zu verlangen, indem ich mir wohl dachte, daß diese große Liebe des Gatten für das Singen und für das Tanzen daher rührten.

Diese grünen Tropfen waren Troa.

—Sehr wohl, lieber Herr Olifus, antwortete ich. Erklären Sie mir jetzt, was Troa ist. Sie haben mir, wie ein geschickter Erzähler, gesagt, daß Sie mir zu seiner Zeit diesen Dienst erweisen würden; ich glaube, daß die Zeit gekommen ist.

—Mein Herr, der Troa ist ein Kraut, das in Indien im Ueberflusse wächst. Man drückt den Saft von ihm aus, wenn es noch grün ist, oder man stößt den Samen zu Pulver, wenn er reif ist; dann mischt man diesen Saft oder dieses Pulver unter das Essen der Person, deren man sich für den Augenblick entledigen will. Die Person vertieft sich dann in sich selbst, singt, tanzt, schläft ein, ohne mehr das zu sehen, was sich um sie herum zuträgt,

und da sie das Gedächtniß dessen, was sich zugetragen, gänzlich verloren hat, so erzählt man ihr bei ihrem Erwachen die erste beste Lüge, und sie nimmt sie an.

Das ist der Troa; wie Sie sehen, etwas sehr Bequemes; man versichert daher auch, daß die Frauen von Goa immer Saft des Troa in einem Fläschchen, oder Samen des Troa in einem Säckchen bei sich tragen.

Um fünf Uhr Morgens bat mich meine schöne Portugiesin, ihr zu helfen, ihren Gatten zu Bett zu legen; dann, da der Tag anzubrechen begann, nahmen wir von einander mit dem Versprechen Abschied, uns wieder zu sehen.

Ich hatte einen Augenblick lang den Gedanken, eine Ladung Troa zu sammeln, und sie mit einer ausführlichen Beschreibung der Kräfte dieser Waare nach Europa zu senden, aber man versicherte mir, daß sie auf dem Meere verderbe, was mich auf meine Speculation verzichten ließ, die indessen, wie ich glaube, nicht schlecht gewesen wäre.

Inzwischen gedieh meine Speculation auf die Früchte; meine zehn Sclavinnen trugen mir einen Tag in den andern sechs Rupien reinen Nutzen ein, das heißt sechs und dreißig bis vierzig Franken nach unserem Gelde, was ein ungeheures Einkommen für Goa ist, wo man Alles fast umsonst hat. Mein Freund, der Gewürzhändler, ließ daher auch in meiner Gegenwart einige Worte von einer Verheirathung mit seiner Tochter, Donna Ines, fallen, einer liebenswürdigen jungen Person, die frommer Weise in dem Kloster von Maria Verkündigung erzogen war, und die ich ein bis zwei Male bei ihm gesehen hatte.

Donna Ines war sehr schön, Donna Ines schien sehr bescheiden. Ich fing an, meine Portugiesin, müde zu werden, die allmählig alle meine Perlen an sich zog. Dann, sehen Sie, war ich für die Ehe geboren, bevor die Frauen mir einen Ekel gegen sie gemacht haben. Ich ging daher gänzlich in den Antrag meines Freundes, des Gewürzhändlers, ein, und man ließ Donna Ines dieses Mal in der Absicht aus dem Kloster kommen, damit wir einander näher kennen lernen könnten.

Donna Ines war immer noch das schöne und bescheidene junge Mädchen, das ich gesehen und bemerkt hatte; nur hatte sie rothe Augen.

Ich erkundigte mich, woher diese Röthe käme, welche viele vergossene Thränen andeutete; aber man sagte mir, daß Donna Ines noch so unschuldig wäre, daß sie in Thränen zerschmolzen wäre, als man ihr davon gesprochen hätte, ihr Kloster zu verlassen.

Ich erkundigte mich bei ihr nach diesem Schmerze, und das liebenswürdige Wesen sagte mir in der That, daß sie durchaus keine Sehnsucht nach der Ehe hätte, daß sie ihr Kloster, in welchem sie im Allgemeinen alles das fände, was sie wünschen könnte, mit wahrem Kummer verließe.

Ich begann über diese liebenswürdige Unschuld zu lächeln, und da ich nicht zweifelte, daß die Ehe auf sie dieselbe Wirkung hervorbringen würde, welche die Reise auf den Reisenden hervorbringt, das heißt, durch die Neuheit der Aussichten reizte, sie anziehen würde, so bekümmerte ich mich weder um dieses Bedauern, sowie um seine Ursache.

Meine Verheirathung mit Donna Ines wurde daher nach gemeinschaftlicher Uebereinkunft zwischen meinem Freunde, dem Gewürzhändler, und mir beschlossen; wir setzten die Bedingungen der Aussteuer fest, und nachdem wir alle vorläufigen Förmlichkeiten erfüllt, wurden wir drei Wochen nachher mit großem Gepränge in der Kathedralkirche verheirathet.

Ich will nicht bei den Feierlichkeiten der Verheirathung verweilen; sie sind so ziemlich dieselben, wie in Frankreich. Donna Ines schien außerdem ihr Kloster gänzlich vergessen zu haben. Sie war so fröhlich, als der Anstand es erlauben konnte, und als der Augenblick gekommen war, uns zurückzuziehen, bat sie mich mit einer liebenswürdigen Züchtigkeit um die Erlaubniß, sich in das Schlafzimmer zurückzuziehen, indem sie nur eine Viertelstunde des Aufschubes von mir verlangte, um sich auszukleiden und sich zu Bette zu legen.

Eine Viertelstunde ist in gewissen Augenblicken eine Ewigkeit, aber am Ende! . . .

Außerdem war, um mir zu helfen Geduld zu fassen, ein so gut zubereitetes, so sauber in Schüsseln von chinesischem Porcellan angerichtetes kleines Abendessen, eine Flasche Muscato do san Lucar vorhanden, der mit so feurigen Strahlen in seinem Krystallgefängnisse glänzte, daß ich philosophischer Weise auf die Gesundheit meiner schönen Vermählten zu trinken begann. Niemals hatte ich ähnlichen Wein getrunken, mein Herr, und ich verstehe mich doch auf Wein.

Ich begann einige Früchte zu essen. Wie Sie wissen,

handelte ich mit Früchten. Nun denn! niemals hatte ich ähnliche Früchte gegessen.

Der Wein war Nektar, die Früchte waren Ambrosia.

Und dann hatte alles das einen gewissen aufregenden Geschmack, eine gewisse reizende Säure, welche veranlaßte, daß ich die ganze Nacht über getrunken und gegessen hätte, wenn ich mich nicht bei dem ersten Glase Wein und bei der ersten Banane so vergnügt und so zufrieden gefühlt hätte, daß ich ein Schiffslied zu singen begann.

Ich muß Ihnen sagen, mein Herr, daß ich niemals singe, weil ich eine so falsche Stimme habe, daß ich vor mir selbst einen Abscheu habe, wenn ich das geringste Lied anzustimmen versuche. Nun denn! mein Herr, an diesem Abende schien es mir, als ob ich ganz wie eine Nachtigall sänge, und ich fand ein so großes Vergnügen daran, meine eigene Stimme zu hören, daß mich die Beine kitzelten, daß meine Füße Pas und Entrechat's schlugen, — daß ich fühlte, daß ich mich von selbst von dem Boden erhöbe, wie als ob ich, statt ein Glas Muscat getrunken zu haben, ein Faß entzündbare Luft getrunken hätte. Kurz, die Versuchung wurde so stark, daß ich zu tanzen begann, indem ich mit einem Messer auf den Boden meines Tellers den Tact schlug, der wie eine Handtrommel erschallte, — und ich sah mich in einem Spiegel tanzen, und ich war zufrieden mit mir, — und je mehr ich mich sah, desto mehr Lust hatte ich, mich zu sehen, bis daß durch das viele Singen meine Stimme erlosch, durch das viele Tanzen meine Beine müde wurden, und ich dadurch, daß ich mich beständig betrachtete, nur noch blaue und rosige Flam-

men sah, und daß ich mich durch das viele Jubiliren auf ein großes Kanapee legte, indem ich der glücklichste Mensch von der Welt zu sein glaubte.

Ich weiß nicht, wie lange ich schlief, aber ich erwachte mit einer angenehmen Empfindung von Frische an meinen Fußsohlen. Ich streckte die Arme aus, ich fühlte meine Frau an meiner Seite, ich meinte, daß sie es wäre, der ich den Zustand des Wohlseins verdankte, in welchem ich mich befand, und, meiner Treue! . . . ich war ihr dankbar dafür.

— Ah! äußerte sie mit einem tiefen Seufzer.

Mein Herr, die Betonung dieses Seufzers erinnerte mich dermaßen an den Seufzer, den ich bereits in Negombo in meiner Hochzeitsnacht mit der schönen Nahi-Nava-Nahina gehört hatte, so daß ich von Kopf bis zu den Füßen darüber erbebte.

— He! rief ich aus.

— Nun denn! ich sage ah! sagte sie.

Mein Herr, ich wurde auf der Stelle kalt wie Eis, meine Zähne klapperten und zwischen meinen klappernden Zähnen murmelte ich: Die Bucholð! die Bucholð!

— Nun denn! ja! die Bucholð, welche Dir, mein lieber guter Gatte, zu melden kömmt, daß Du Vater von einem zweiten, wie die Liebesgötter schönem Sohne bist, der morgen sechs Monat alt sein wird, und den ich zum Andenken an den Tag, wo ich gekommen bin, um Deine Verheirathung mit der schönen Nahi-Nava-Nahina zu verhindern, Thomas genannt habe. Er hat den Ingenieur der Dämme, den ehrenwerthen Van-Broek zum

Pathen gehabt, der mir versprochen, ein zweiter Vater für das liebe Kind zu sein.

—In Wahrheit, sagte ich zu ihr, meine liebe Frau, die Nachricht ist angenehm, ich gebe es zu, aber da ich, um sie zu erfahren, bereits fünf bis sechs Monate gewartet hatte, so hätte ich wohl auch noch zum Mindesten fünf bis sechs Tage gewartet.

—Ja, ich begreife das, sagte die Bucholo, ich hätte zum Mindesten Deine Hochzeit mit der schönen Donna Ines nicht gestört.

—Nun denn! das ist es gerade, da ich es Ihnen sagen muß.

—Undankbarer!

—Wie, Undankbarer?

—Ja; wenn ich mich im Gegentheile eile, um zu verhindern, daß Du nicht auf eine schändliche Weise betrogen wirst.

—Wie, schändlicher Weise betrogen?

—Gewiß, schändlicher Weise betrogen? Hat Deine Frau nicht eine Viertelstunde von Dir verlangt, um sich zu Bett zu legen?

—Ja.

—Hast Du nicht einstweilen, bis diese Viertelstunde verflösse, ein Glas Muscato do San-Lucar getrunken, und eine Banane gegessen?

—In der That, ich glaube mich dessen zu erinnern.

—Und wessen erinnerst Du Dich von diesem Augenblicke an?

—Nichts.

—Nun denn! mein lieber Freund, in diesem Weine befand sich Saft des Troa; auf dieser Banane befand sich Pulver des Troa.

—Ah! Sapperment!

—So daß während Du wie ein Trunkenbold schliefest, Du wie ein Neger schnarchtest . . .

—Was?

—Deine züchtige Gattin . . .

—He? meine züchtige Gattin . . .

—Eine sehr fromme Person, welche jede Woche zu der Zeit, wo sie sich in ihrem Kloster befand, einem schönen Franziskaner beichtete . . .

—Nun denn! nun denn! meine züchtige Gattin . . .

—Nun denn! willst Du sehen, was sie während dieser Zeit machte?

—Sollte sie etwa beichten? rief ich aus.

—Ganz recht, sieh.

Und sie führte mich an eine Oeffnung des Verschlages, welche mir erlaubte, das zu sehen, was sich im Schlafzimmer zutrug.

Das, was ich sah, mein Herr, war dermaßen demüthigend für einen Gatten, besonders während einer ersten Hochzeitsnacht, daß ich ein Bambusrohr ergriff, welches sich wie ein Wunder im Bereich meiner Hand befand, daß ich die Thüre aufmachte und mit Prügeln über den Beichtvater der Donna Ines herfiel, der entfloh, indem er wie die Verbrannten schrie, welche ich am dritten Tage meiner Ankunft gesehen hatte.

Was meine Frau anbetrifft, so wollte ich ihr Vorwürfe über ihr Betragen machen.

Aber sie sagte mit der größten Kaltblütigkeit:

— Es ist gut, mein Herr, beklagen Sie Sich bei meinem Vater, und ich werde mich bei der Inquisition beklagen.

— Und worüber werden Sie Sich beklagen, liederliche Dirne? fragte ich.

— Darüber, daß Sie meine religiösen Uebungen unterbrechen, indem sie einen frommen Mann schlagen, der seit drei Jahren als mein Beichtvater bekannt ist. Sehen Sie, mein Herr, Sie sind ein Ketzer, und da ich mit keinem Ketzer leben will, so kehre ich in mein Kloster zurück.

Und nach diesen Worten entfernte sie sich stolz wie eine Königin.

Was mich betrifft, sehen Sie, so hatte mich bei diesem einzigen Worte Ketzer die Furcht ergriffen; ich sah mich bereits mit einem schwarzen, mit aufsteigenden Flammen bemalten Gewande angethan; ich fühlte mich bereits bei den Füßen, bei dem Halse und mitten um den Leib an den Pfahl des Sanct-Lazarusfeldes gefesselt, so daß ich mich nicht lange besann, meinen alten Schatz nahm, ihm zwei bis drei Tausend Franken hinzufügte, welche ich in meinem Handel mit Früchten seit meiner Ankunft in Goa gespart hatte, und da ich mich erinnerte, daß ich im Laufe des Tages auf der Rhede ein nach Java absegelndes Schiff gesehen hätte, so ließ ich mich auf der Stelle dorthin führen, indem ich Haus, Garten und Möbeln dem überließ, wer sie nehmen wollte.

Glücklicherweise erwartete das Schiff, um den Hafen zu verlassen, einen leichten, von der Ebbe begleiteten Ostwind. Ich gelangte mit dem Winde in der einen, und der Ebbe in der andern Hand am Bord. Ich kam mit dem Kapitän für zehn Pagoden für meine Ueberfahrt überein, und hatte die Freude, in dem Augenblicke, wo die ersten Strahlen des Tages die Giebel der Kirche von Goa bleichten, den Wind und die Ebbe zu fühlen, welche mich unmerklich in das offene Meer forttrugen.

Die Vorsichtsmaßregel war nicht nutzlos; zwei Jahre nachher wurde ich im Bilde auf dem Sanct-Lazarusfelde verbrannt.

III.

Einschaltung.

James Rousseau.

Ich habe meinen Lesern gesagt, daß das Buch, welches ich in diesem Augenblicke herausgebe, ganz persönlich ist; außer meinen Erinnerungen enthält es gewisse tägliche Ereignisse, welche auch ihrer Seits Erinnerungen bilden werden, und ich ergieße in meine Erzählung nicht allein die Summe von Talent, welche Gott mir verliehen hat, sondern auch einen Theil meines Herzens, meines Lebens und meiner Persönlichkeit.

Daher kömmt es, daß ich heute von etwas Anderem sprechen werde, als von dem Vater Olifus, und daß ich unseren würdigen Abenteurer auf dem dunkeln und geheimnißvollen Oceane schwimmend lassen werde, um der entflohenen Seele eines Freundes zu folgen, die jetzt auf

dem bei weitem dunkleren und bei weitem geheimnißvolleren Oceane der Ewigkeit reiset.

Ich hatte den Abend in der ersten Vorstellung des Schauspiels Harmental zugebracht. Es war, glaube ich, das vierzigste Mal, daß sich für mich die Prüfung des Kampfes der Gedanken gegen den Stoff, der Absonderung gegen die Menge erneuerte, ein schreckliches Spiel, das mich geheilt hat, jemals irgend ein anderes Spiel zu spielen, denn ich wage darin nicht blos eine Summe Goldes, die der gleich ist, welche die stärksten Spieler setzen, sondern auch noch den seit zwanzig Jahren auf dem unermeßlichen Felde der Literatur erlangten Ruhm, auf dem so viele Leute stoppeln, auf dem aber nur Wenige ernten.

Und man bemerke, daß, wenn ein Mann auf dem Theater fällt, er nicht von der Höhe des eben gelieferten Werkes fällt, sondern von der Höhe der zwanzig, dreißig oder vierzig Erfolge, die er gehabt hat; so daß, je größer die bisherigen Erfolge gewesen, der Abgrund um so tiefer ist, und er dem zu Folge Gefahr läuft, sich durch den Fall zu tödten.

Nun denn! die Bemühungen, welche ein ganzes Schauspielhaus macht, um einen Verfasser von der Höhe seines Ruhmes herabzustürzen, Bemühungen, die ich studirt habe, wenn sie gegen meine Collegen angestellt wurden, diese Bemühungen habe ich auch den Muth zu studiren, wenn sie gegen mich angewandt werden.

Ich versichere Ihnen, daß dieser Kampf etwas Merkwürdiges für ein Herz ist, das Gott mit einem dreifachen,

hinlänglich festem Stahle bedeckt hat, um ihn zu bestehen, in welchem ein Werk allein achtzehn Hundert Zuschauern eine Herausforderung zuwirft, während sechs Stunden Leib gegen Leib mit ihnen kämpft und sich zuweilen wie ein ermüdeter Athlet beugt, sich wieder aufrichtet, wiederum das Publikum sich beugen läßt, und es zu Boden geworfen und keuchend unter seinem Knie hält, bis es um Gnade gerufen und den Namen seines unbekannten, oder nur zu bekannten Ueberwinders verlangt hat, denn in dieser vorläufigen Kenntniß des Namens liegt sehr oft das Geheimniß der Erbitterung des Publikums bei den ersten Vorstellungen.

In der That, man muß wissen, daß das Publikum der ersten Vorstellungen ein ganz besonderes, aus Elementen die sich versammeln, ohne sich zu vermischen, und die man nur an diesem Tage vereinigt befindet, bestehendes Publikum ist, ein Publikum, das indessen immer dasselbe ist, und das man bei jeder Feierlichkeit dieser Art in seinem Ganzen und in seinen Einzelnheiten wieder erkennt, wenn man nur das Gedächtniß der Gesichter und die der Erinnerung der Eindrücke hat.

Die Elemente, aus denen das Publikum eines Schauspielhauses an dem Tage einer ersten Vorstellung besteht, sind folgende:

Fünf bis sechs Hundert Personen, Männern und Frauen von Welt, von denen ein Theil zeitig genug dazu gethan hat, um Plätze zu erhalten, und sie zu dem feststehenden Preise erhalten hat; von denen der andere Theil

zu spät dazu gethan hat, und sie zu dem Preise der Billet-händler erhalten hat.

Dieser letztere Theil ist gänzlich mürrisch, einen Platz, der fünf Franken kostet, mit fünfzehn, zwanzig, dreißig und zuweilen fünfzig bezahlt zu haben.

Dieser Theil des Publikums begnügt sich daher nicht mehr damit, für fünf Franken zerstreut zu werden, er will für fünfzig Franken belustigt sein.

Dieser letzte Theil hat noch Unterabtheilungen von Leuten, welche nicht für das Schauspiel gekommen sind, welche gekommen sind, um zu kommen, die Einen, weil Madame ***, oder Fräulein X*** dahin kam, und die, da sie keinen Platz in der Loge des Fräulein X*** oder von Madame *** haben konnten, und Madame *** oder Fräulein X*** zu sehen wünschten, um mit ihr irgend ein, für Alle unbemerkliches, für sie allein bemerkbares Zeichen auszuwechseln, wohl diese Ausgabe machen mußten, um zu kommen.

Eine oft übermäßige Ausgabe, welche in dieser glückseligen Zeit allgemeiner Geldnoth den, welcher sie gemacht hat, einen Monat lang auf die Cigarre der Regie, acht Tage lang auf das Mittagessen der englischen Taverne herabsetzt.

Das ist also ein erster aus sechs Hundert Personen bestehender Theil des Publikums, unter denen drei Hundert gleichgiltig, und drei Hundert übler Laune sind.

Gehen wir zu den Andern über.

Dreißig bis vierzig Zeitungsschreiber, Freunde oder

Feinde des Verfassers oder der Verfasser, eher Feinde als Freunde, welche viel Witz haben werden, wenn das Stück fällt, weil sie einen Theil dieses gefallenen Witzes aufraffen, um sich daraus Pfeile zu machen, während, wenn das Stück Glück macht, sie nur den Witz haben, den sie selbst besitzen.

Dreißig bis vierzig dramatische Schriftsteller, welche die zu anhaltenden Erfolge von zweien ihrer Collegen in ihrem Stolze demüthigen, welche thun, als ob sie klatschten, ohne daß sie die Hände einander nähern, indem sie dabei ihrem Nachbarn zuflüstern: — Das ist erbärmlich! das ist abscheulich! immer dieselben Mittel, dieselben Berechnungen, dieselben Fäden! — So daß sie leise Beifall klatschen, und laut murren.

Dreißig bis vierzig Schauspieler der benachbarten Theater, welche nicht kommen, um das Stück zu sehen, sondern um zu sehen, wie die Schauspieler spielen, welche dieselben Stellen als sie ausfüllen, und die fast immer die seltenen Augenblicke wählen, wo das Publikum schweigt, um über die Kunst des Schauspielers die einsichtsvollsten Bemerkungen zu äußern, begleitet von Commentaren über die Art und Weise, mit der sie selbst bei dem oder jenem Umstande und mit dem größten Erfolge eine Rolle gespielt haben, welche der ähnlich ist, die der auf der Bühne befindliche Schauspieler spielt; nur war die Rolle bei weitem weniger schön, so daß darunter natürlicher Weise wohlverstanden bleibt, daß es eines ganz andern Talentes bedurft, um sie zu spielen.

Dreißig bis vierzig Demoiselles, halb Loretten, halb Künstlerinnen, die immer Antrittsrollen spielen, und sich niemals engagiren. Diese kommen weder wegen des Stücks noch wegen der Schauspieler, sie kommen wegen der Zuschauer, streifen während einer oder zwei Scenen von den Vorbühnen nach dem Orchester und von dem Orchester nach dem Balkon, und lassen sich am Ende nieder; nun entstehen die telegraphischen Linien, deren drei hauptsächlichste Zeichen die Lorgnette, der Fächer und der Blumenstrauß sind; wenn das Stück beendigt, haben sie von dem ganzen Stücke Nichts gesehen, als das Kleid der ersten Liebhaberin und den Stoff, aus dem dieses Kleid gemacht war. Wenn der Stoff hübsch war, so wird man sie drei Tage nachher bei einer andern ersten Vorstellung mit einem ähnlichen Stoffe sehen.

Zwei bis drei Hundert Bürgersleute, welche mit der Ueberzeugnng kommen, daß das moderne Theater ein Gewebe von Unmoralitäten ist, die mit großer Mühe ihre Frauen mitgebracht und ihre Töchter schmollend zu Hause gelassen haben, die während fünf bis sechs Auftritten die Unmoralitäten suchen, welche man ihnen versprochen hat, und die, da sie dieselben nicht finden, sehr geneigt sind, darüber zu murren, daß man ihnen nicht Wort gehalten hat.

Diese sind aus ziemlich bildsamen Teige und lassen sich von dem Interesse durchdringen, sie erstatten dem Verfasser in Thränen und in Gelächter die Vorschüsse,

welche er ihnen gemacht hat; selten hat sich der Verfasser über sie zu beklagen.

Endlich drei bis vier Hundert wackere Söhne des Volkes ohne Voreingenommenheit, ohne Vorurtheile, welche, ihr Brod unter dem Arme, ihre Wurst in ihrer Tasche, um zwei Uhr gekommen sind, sich in die Reihe zu stellen, welche ganz kurz Dumas, Maquet, das Historische sagen, die kommen, um sich zu belustigen, die Beifall klatschen, wenn sie sich belustigen, die pfeifen, wenn sie sich langweilen. Diese sind die guten Richter, es ist der verständige Theil der Gesellschaft, denn ihr Verstand ist weder durch den Haß, noch durch den Neid, weder durch die Eitelkeit, noch durch das Interesse, noch durch den Leichtsinn verdunkelt.

Füge man dem Hundert und fünfzig bezahlte Beifallklatscher hinzu, die nur da zu sein scheinen, um sich bei jedem Male, wo sie klatschen, sagen zu lassen:

—Nieder mit den Klatschern!

Das ist also ein Schauspielhaus der ersten Vorstellung, das der Gerichtshof, vor welchem das Genie aller Zeiten erscheint; das sind die Centimanen mit zwei Tausend Köpfen, und mit vier Tausend Armen, gegen die ich am Donnerstag Abend mit meiner gewöhnlichen Ruhe, aber mit einer noch weit größeren Traurigkeit, als gewöhnlich, zum vierzigsten Male kämpfte.

Ich sage, noch weit größeren Traurigkeit, als ge-

wöhnlich; ja, denn ich wiederhole es, Nichts ist trauriger, als dieser selbst siegreiche Kampf, den man genöthigt ist gegen den übelwollenden Theil dieses Publikums zu unterhalten, den man bei jeder ersten Vorstellung wiederfindet, indem er gegen das Gelächter wirkt, indem er gegen die Thränen wirkt, und sich bei dem ersten Zeichen von Schwäche oder von Verwirrung, das er bemerkt oder vor sich zu bemerken glaubt, bereit hält, vollständig anzugreifen.

Wenn dann alle diese Menschen sich entfernen, und uns um so abgesonderter lassen, je größer der Erfolg gewesen ist; alle diese Freunde davon eilen, indem sie uns die Hand zu drücken vergessen; die vielen Lichter noch eher erlöschen, als die letzten Zuschauer sich entfernt haben; der Vorhang auf einer leeren und kalten Bühne sich wieder erhebt, dieses Schauspielhaus, dessen Seele entschwunden, nur noch eine Leiche ist; ein einziges Licht alle diese Feuer ersetzt, ein Schweigen auf alle dieses Geräusch folgt, so liegt darin wohl Stoff, die innigste Traurigkeit, die tiefste Entmuthigung zu begründen.

Wie oft, mein Gott, bin ich selbst an den Tagen, wo die Traurigkeit nur oberflächlich ist, wo die Entmuthigung sich nicht bis in das Herz herabläßt, nach meinen schönsten, meinen am meisten Aufsehen erregenden, am meisten unbestrittenen Erfolgen, nach Heinrich III., nach Antony, nach Angele, nach Fräulein von Bel-Isle, mit beklommenem Herzen, feuchtem Auge, bereit, meine bittersten Thränen zu vergie-

ßen, nach Haus zurückgekehrt, wo die Hälfte der Zuschauer sagte:

— Wie glücklich ist er in diesem Augenblicke!

Nun denn! als ich, wie gesagt, am Donnerstage Abend noch weit trauriger als gewöhnlich zurückkehrte, fand ich meinen Sohn in meinem Zimmer, der mich erwartete, und zu mir sagte:

— Unser armer James Rousseau ist gestorben.

Ich senkte den Kopf, ohne etwas zu antworten. Seit einiger Zeit ertönen dieselben Worte sehr schmerzlicher Weise um mich herum.

Mademoiselle Mars ist gestorben, Friedrich Soulié ist gestorben, Madame Dorval ist gestorben, Rousseau ist gestorben.

Es gibt einen ganzen Zeitabschnitt des Lebens, den ersten Zeitabschnitt, diesen Theil des von der Morgenröthe vergoldeten Daseins, der verfließt, ohne daß etwas Aehnliches ihn betrübt. Der Klang des Grabgeläutes scheint nicht bis zu unserem Ohre gelangen zu können. Alle Stimmen, welche zu uns sprechen, richten freundliche Worte an uns, alles Gemurmel ist Zwitschern; das kommt daher, weil man noch diesen schönen Berg des Lebens ersteigt, der so lachend auf der Seite ist, auf welcher man ihn ersteigt, so unfruchtbar auf der, auf welcher man hinabgeht.

Sei daher gegrüßt, schwermüthige Stunde, in welcher man, auf den Gipfel des Berges gelangt, verweilt, um einen Ruhepunkt in seinem Leben zu ma-

chen, wo das Auge sich zugleich auf den blühenden Abhang richtet, den man erstiegen hat, und auf den trostlosen Abhang, den man hinabzuschreiten im Begriffe steht, — und auf welchem uns mit dem Nordwinde des Winters das erste Echo des Grabes zukömmt, das uns sagt: Eine Mutter, ein Verwandter, ein Freund ist Dir gestorben.

Dann sagt den ungetrübten Freuden dieser Welt Lebewohl, denn dieses Echo wird Euch nicht mehr verlassen, dieses Echo wird vielleicht anfangs ein Mal, dann zwei Male, dann drei Male jährlich erschallen; Ihr werdet wie jener Baum sein, dem ein erstes Sommergewitter ein Blatt raubt, und der sagt: — was liegt mir daran? ich habe so viele Blätter; — dann folgen sich die Gewitter, dann kömmt der Herbstwind, dann kömmt der erste Winterfrost, der Baum ist kahl, seine Zweige sind nackend, und, ein abgezehrtes Skelett, erwartet er selbst nur noch die tönende Axt des Holzhauers, um von der Oberfläche des Bodens zu verschwinden.

Ist übrigens dieses allmählige Verlassen alles dessen, was uns liebte, und alles dessen, was wir liebten, nicht eine Wohlthat des Himmels? Ist es nicht, wenn man sich selbst der Erde zuneigt, besser, daß die am besten bekannten, und die am meisten geliebten Stimmen uns aus der Erde zukommen? Ist es nicht tröstend, daß, wenn man unvermeidlicher Weise einer unbekannten Welt zuschreitet, man gewiß ist, dort

zum Mindesten alle jene Erinnerungen zu finden, welche, statt uns zu folgen, uns vorangegangen sind?

Unser armer James Rousseau ist gestorben, hatte mir mein Sohn gesagt.

Sagen wir jetzt, an welche Erinnerung meines Lebens sich derjenige knüpfte, dessen Tod man mir meldete.

IV.

Einschaltung.

James Rousseau.

Ich war achtzehn Jahre alt, war ohne Aussicht, ohne Ausbildung, ohne Vermögen. Ich war zweiter Schreiber eines Notars in der Provinz, und ich verabscheute das Notariat. Ich schickte mich an, mich um die Stelle eines Steuereinnehmers in irgend einem Dorfe zu bewerben, in welchem mein Leben in der Niedrigkeit und unbekannt verfließen würde, als ich bei der Kirchweih eines kleinen Fleckens, eine Stunde weit von Villers-Cotterets, Namens Corcy, drei Personen erblickte, die von dem entgegengesetzten Ende des Fußpfades kamen, den ich ging, und denen ich nach Verlauf von dreißig bis vierzig Schritten nothwendiger Weise begegnen mußte.

Diese drei Personen waren, ein junger Mann meines Alters, eine junge Frau von fünf und zwanzig bis sechs und zwanzig Jahren, und ein junges Mädchen von fünf Jahren.

Der junge Mann war meinen Erinnerungen gänzlich fremd; die beiden andern Personen, das heißt, die junge Frau und das kleine Mädchen, mischten sich unter die ersten Ereignisse meines Lebens.

Die junge Frau war die Baronin Capelle.

Das junge Mädchen war Maria Capelle, später Madame Lafarge.

Mein Gott! wer hätte damals gesagt, wenn er diese schöne junge Frau und dieses fröhliche Kind herankommen sah, von denen die eine der Andern kaum in dem Leben voranging, die eine liebenswürdig, die Andere indem sie es zu werden versprach, wer hätte damals gesagt, daß es in der Zukunft einen vorzeitigen Tod für die Mutter, und für die Tochter ein Unglück gäbe, das weit schlimmer als der Tod sei?

Ein warmer Strahl der Junisonne drang durch die hohen Bäume, und ließ auf den heiteren Stirnen und auf den weißen Kleidern der Mutter und des Kindes den Schatten des durch diesen frischen Wind leicht bewegten Laubes zittern, der bei dem Herannahen des Abends durch die Wälder zieht.

Ich habe gesagt, daß ich diese junge Frau kannte. Ich kannte sie in der That durch alle die guten Gefühle meines Herzens, durch die Freundschaft und durch die Dankbarkeit.

Ich war mit drei Jahren Waise, ihr Vater war mein Vormund geworden; außer meiner Mutter und meiner Schwester, welche mir übrig blieben, fand ich auf dem Schlosse Villers-Hellon eine zweite Mutter und drei andere Schwestern wieder. Ich wende mich nach der Vergangenheit zurück, und grüße Euch mit der Hand und mit dem Herzen, Hermine und Louise; ich habe Euch seit zwanzig Jahren nicht wieder gesehen, meine Schwestern, man sagt mir, daß Ihr immer noch jung, immer noch schön seid, und ich sage Euch von dem Grunde meines seinen Erinnerungen so getreuen Herzens, daß Ihr immer noch geliebt seid.

O! gar oft denke ich an Euch; wenn meine Augen, von der glühenden Sonne ermüdet, welche das Leben des Dichters verzehrt, die Strahlen meines Mittags durchdringen und sich auf dem bläulichen Horizonte meiner jungen Jahre ausruhen, dann sehe ich Euch wieder so, wie Ihr waret, duftige Blumen meiner frühesten Kindheit, wie Lilien an das Ufer des Wassers geneigt, wie Rosen unter die Gebüsche gemischt, wie Veilchen in dem hohen Grase verloren; ach! Ihr denkt nicht an mich; der Wind hat mich in eine andere Welt fortgetragen, als die Eurige; Ihr seht mich nicht mehr, und weil Ihr mich vergeßt, so glaubt Ihr, daß ich Euch vergesse.

Das waren also die junge Frau und das junge Mädchen, welche an einem schönen Junitage gegen vier Uhr Nachmittags mir entgegen kamen, das heißt, einem

armen Kinde, dessen Zukunft in den Augen Aller bei weitem niedriger war, als die ihrige.

Sagen wir jetzt, wer der junge Mann war, auf dessen Arm Madame Capelle sich stützte, und der wie ein deutscher Student gekleidet war.

Er war der Sohn eines Mannes, dessen Name verhängnißvoller und glänzender Weise in der Geschichte bleiben wird, eines Mannes, welcher der Freund von Ankarströms und von Horns war, er war der Sohn des Grafen von Ribing; es war der, den Alle unter dem Namen Adolph von Löwen kennen, ein Name, mit dem er späterhin einige der schönsten und der einträglichsten Erfolge der komischen Oper und des Vaudeville unterzeichnen sollte.

Ich erreichte diese drei Personen, welche zusammen sechs und vierzig Jahre zählten, gerade das Alter, das eine dieser Personen heut zu Tage hat.

Madame Capelle stellte mich ihrem Begleiter vor; wir waren beide junge Leute von demselben Alter; wir begannen an diesem Tage eine Freundschaft, welche seitdem kein trauriger oder glücklicher Tag gestört hat, und wenn wir uns jetzt begegnen, so grüßen wir uns noch mit demselben vergnügten Lächeln, mit demselben sympathetischen Herzklopfen, mit denen wir uns vor fünf und zwanzig Jahren begrüßten.

Das kömmt daher, ich bin genöthigt, es selbst in dieser Zeit der Gleichheit zu sagen, weil Adolph von Löwen nicht allein ein Schriftsteller, sondern vor Allem ein Schriftsteller von Adel ist.

Er war mit seiner Familie verbannt, er mußte in einem Umkreise von zwanzig Meilen von Paris entfernt bleiben; von der älteren Linie der Bourbons geächtet, war Paris seiner Familie untersagt.

Aber, so jung er auch sein mogte, hatte er den Boden der Hauptstadt mit dem Fuße berührt; er hatte seine Lippen in diesen berauschenden Becher getaucht, aus welchem man zuerst die Hoffnung, dann den Ruhm, dann die Bitterkeit trinkt; er hatte bis jetzt nur die Hoffnung davon gekostet.

Er hatte versucht, für das Theater Gymnase zu arbeiten, auf welchem er Perlet, den vortrefflichen Schauspieler, kannte, den alle Leute von fünf und dreißig bis vierzig Jahren gekannt haben; dann ein schönes junges Mädchen, mit einem Namen, der sich wie eine Rose entfaltete, Fleuriet, welche, wie man sagt, vergiftet starb.

Alle diese Namen waren mir, dem armen Provinzbewohner, sehr unbekannt, der ich meine Vaterstadt nur verlassen hatte, um im Jahre 1807 einen Ausflug nach Paris zu machen, und alle Erinnerungen von demselben beschränkten sich darauf, wie durch eine Wolke eine Vorstellung von Paul und Virginie, von Michu und von Frau von Saint Aubin gespielt wieder zu sehen.

Und dennoch waren unter alle diesem, jene großen Buchen des Waldes von Villers-Cotterets, welche Franz I. und Frau von Etampes gepflanzt hatten, unter die sich Heinrich IV. und Gabriele gesetzt, diese großen Buchen mit ihrem dunkeln Laube, ihrem dichten Schatten, ihrem langen Gemurmel nicht stumm für mich geblieben.

Die Dichter jener Zeit waren Demoustier, Parny und Legouvé.

Alle drei waren unter dem frischen und beweglichen Gewölbe dieses großen, heut zu Tage wie alle erhabenen Dinge niedergehauenen Parkes vorübergekommen, und wenn ich als Kind unter diesem Gewölbe herumeilte, indem ich Schmetterlinge verfolgte oder Blumen pflückte, so war es mir mehr als ein Mal begegnet, stehen zu bleiben, um die Verse zu lesen, welche sie mit ihren Händen auf die silberfarbige Borke geschrieben hatten, und welche die allgemeine Verehrung vor jeder Verstümmelung schützte.

Die ersten Verse, welche ich las, habe ich daher nicht in Büchern gelesen; ich las sie auf Bäumen, auf denen sie gewachsen zu sein schienen, wie die Blüthen und die Früchte wachsen.

Und mehr als ein Mal hatte ich, wie die Schwingungen einer durch den Hauch des Windes oder wie eine durch die beseelten Harfenfinger des Musikers belebte einsame, stumme, in irgend einem Winkel verlorene oder an irgend einer Wand aufgehängte Laute erzittert, mehr als ein Mal hatte ich in Mitte der Schöpfung meine ersten unerfahrenen und mißtönenden Dichterschreie ausgestoßen.

Wenn daher unter einem dieser alten Bäume sitzend, von deren hundertjährigem Schatten übergossen, der uns beide beschattete, wie deren Väter an den beiden Enden der Welt geboren waren, und die der Zufall vereinigte, damit der eine auf die Bestimmung des Andern Einfluß ausüben sollte; wenn statt der bescheidenen und ruhigen

Zukunft eines Angestellten der Provinz, von Löwen einen Zipfel des Schleiers erhob, der mir das Leben von Paris verbarg, wenn, mit jenem Vertrauen der Jugend, ein goldenes Gewand, das jeder Tag des reifen Alters unscheinbarer macht, und ihm seinen Glanz entzieht, er mir den Kampf, das Aufsehen, den Ruf, diese Beifall klatschenden Zuschauer, diese erhabenen Entzückungen des Erfolges zeigte, die so schmerzlich sind, daß ihre Genüsse Martern, und ihr Gelächter dem Stöhnen gleichen, sank mein Kopf in meine Hände und ich murmelte:

— Ja, ja, Sie haben Recht, von Löwen, wir müssen nach Paris gehen, denn es gibt nur Paris.

Erhabenes Vertrauen des Kindes zu Gott. Was fehlte uns in der That, um nach Paris zu gehen?

Ihm die Freiheit.

Mir das Geld.

Er war verbannt; ich war arm.

Aber wir waren jeder neunzehn Jahre alt, neunzehn Jahre, das ist Freiheit, das ist Reichthum; das ist mehr als Alles das, es ist die Hoffnung.

Von diesem Augenblicke an lebte ich nicht mehr in der Wirklichkeit, sondern in einem Traume, wie ein Mensch, der in die Sonne geblickt hat, und der mit verschlossenen Augen das verblendende Gestirn noch sieht. Meine Augen hefteten sich auf ein Ziel, von dem sie sich keinen Augenblick lang abzuwenden vermogten, nach welchem sie aber nach jedem Abwenden weit beharrlicher als jemals zurückkehrten.

Nach Verlauf eines Jahres wurde die Verbannung

des Grafen von Ribing aufgehoben. Adolph eilte herbei, um mir diese Nachricht zu überbringen, er kehrte mit seinem Vater und seiner Mutter nach Paris zurück.

Ich war nur noch der einzige Verbannte.

Von diesem Augenblicke an hatte meine arme Mutter keine Ruhe mehr. Das Wort Paris war in allen meinen Gesprächen, in allen meinen Liebkosungen, in allen meinen Küssen.

Ich habe anderswo erzählt, wie dieser so glühende Wunsch sich verwirklichte, wie auch ich nach Paris kam, und wie ich von der Diligence in einem kleinen Hotel der Straße des Vieux Augustins mit drei und fünfzig Franken in meinem Beutel eingekehrt bin, und vertrauensvoll und stolz war, wie als ob ich die Wunderlampe Aladins besessen hätte, welche man zur Zeit meiner Ankunft gerade in der Oper spielte.

Nach Verlauf von drei Monaten hatte meine Mutter das zu Gelde gemacht, was sie zu Gelde hatte machen können, vielleicht Hundert Louisd'or, und sie war zu mir gekommen.

Ich hatte zwölf Hundert Franken Gehalt.

Die Hundert Louisd'or meiner Mutter, vermehrt durch die zwölf Hundert Franken Gehalt, dauerten zwei Jahre.

Nun begann der Kampf.

Kaum hatte ich die ersten Bekanntschaften mit Leuten von Verstand gemacht, als ich gewahr wurde, daß ich Nichts verstände, weder Griechisch, noch Lateinisch, noch Mathematik, weder fremde Sprachen, noch selbst meine

eigene Sprache, Nichts in der Vergangenheit, Nichts in der Gegenwart, weder die Todten noch die Lebenden, weder die Geschichte noch die Welt; bei dem ersten Stoße fiel daher auch mein Selbstvertrauen; aber Gott gab zu, daß mir der Wille blieb, und daß in dem Schooße dieses Willens die Hoffnung erblühte.

Indessen hatte mich von Löwen, mein Einführer sowohl in der wirklichen, als erdichteten Welt, nicht verlassen. Wir hatten uns an das Werk gemacht. O! für den Augenblick war mein Ehrgeiz nicht groß. Es handelte sich darum, ein Vaudeville für das Theater Gymnase anzufertigen. Nun denn! so gering dieses Werk auch war, so waren wir doch, wenn wir uns nach zwei Stunden einer Arbeit, die uns den Kopf zerbrach, anblickten, gezwungen, uns selbst zu gestehen, daß wir nicht die Kraft hätten, es allein auszuführen.

Eines Tages stellte mir von Löwen den Antrag, uns einen seiner Freunde zuzugesellen, einen liebenswürdigen, mit Desaugiers befreundeten Liederdichter, dessen Ruf von Witz sprichwörtlich war.

Er kannte außerdem alle Directoren von Paris, las vortrefflich und riß einen Ausschuß fort.

Ich erkannte, wie er, unsere Unzulänglichkeit; ich nahm das Anerbieten an, das er mir machte. Am selben Abend lasen wir unser Vaudeville unserem zukünftigen Mitarbeiter vor, auf dessen Gesichte ich voller Bangigkeit allen den Eindrücken folgte, welche dieses Gesicht verrieth. Es war von Löwen, welcher vorlas. Ich hätte nicht zu lesen vermogt, so sehr war ich bewegt.

—Das ist gut, sagte er, als von Löwen geendigt hatte, wir müssen uns daran machen. Es läßt sich vielleicht Etwas daraus machen.

In der That, unter der Feder unseres Mitarbeiters, die weit geübter war, als die unsrige, rundeten sich die Sätze, die Verse schärften sich, einige Funken sprühten hier und da aus den Gesprächen, und nach Verlauf von acht Tagen war das Werk vollendet.

Wir, oder vielmehr unser Mitarbeiter, verlangten die Vorlesung in dem Theater Gymnase, und erlangten sie:

Wir wurden einstimmig abgewiesen.

Wir verlangten die Vorlesung in dem Theater Porte Saint Martin.

Wir erhielten sechs schwarze und zwei weiße Kugeln.

Wir lasen in dem Theater Ambigu Comique.

Wir erhielten eine glänzende Aufnahme.

Das war ein sehr großer Strich durch meine Rechnung, nicht für meinen dramatischen Stolz, ich habe niemals gewußt, was Theateraristokratie wäre, sondern für meine Geldberechnungen: je weiter wir kamen, desto mehr waren meine Mutter und ich in Geldverlegenheit. Ich hatte indessen Beförderung in meinem Büreau erlangt; ich hatte fünfzehn Hundert Franken jährlich, statt zwölf Hundert Franken, aber, weniger Neuling in gewissen Dingen, als in andern, hatte ich auch, während wir große Mühe hatten, zu drei ein Vaudeville zu Stande zu bringen, für mich ganz allein ein Kind erzeugt; die Geburt Alexanders glich nun aber die Erhöhung von fünf und zwanzig Franken monatlich wohl aus, welche ich der Freigebigkeit des

Herzogs von Orleans verdankte. Der Ruhm, den mir mein Drittel des Vaudeville eintragen sollte, war ohne Zweifel nicht zu verschmähen, aber ich muß gestehen, daß das erste Einkommen als Verfasser dieses Drittels von meiner Tasche mit eben so vieler Ungeduld erwartet war, als das erste Lächeln des Rufes von meiner Stirn.

Nun aber war das Einkommen der Verfasser für ein in dem Theater Ambigu gespieltes Vaudeville zwölf Franken für den Abend, und sechs Franken in Billetten.

Was uns auf den Mann für den Abend, die Billette um den halben Preis verkauft, eine Summe von fünf Franken ausmachte.

Ein vortrefflicher Mann, der für die dramatischen Schriftsteller von Paris mehr gethan hat, als jemals die Herren Sosthenes de la Rochefaucauld, Cavé und Charles Blanc gethan haben, Herr Porcher borgte mir auf dieses zukünftige Einkommen eines Tages, wo kein Geld mehr zum Mittagessen im Hause vorhanden war, fünfzig Franken.

Dieses Darlehen von fünfzig Franken war das erste Geld, welches ich mit meiner Feder verdiente.

Das, was man mir jeden Monat an der Kasse des Herrn Herzogs von Orleans auszahlte, verdiente ich mit meiner Schreibarbeit.

Endlich kam der wichtige Tag herbei, unser Vaudeville wurde mit einem Erfolge der Achtung gespielt.

Einem Erfolge der Achtung im Theater Ambigu von 1826, verstehen Sie, und der mir für meinen Theil Hundert und fünzig Franken eintrug.

Das Stück hatte den Titel: Die Jagd und die Liebe.

Was unseren Mitarbeiter anbetrifft, so nannte er sich James Rousseau.

Welches seltsame Zusammentreffen! Drei und zwanzig Jahre nachher, gleichfalls am Abende eines Erfolges, erwartete mich mein Sohn Alexander, ein im Jahre 1826 kaum schreiendes Kind, in meinem Zimmer, um mir zu sagen:

— Unser armer James Rousseau ist gestorben.

Was war während dieser drei und zwanzig Jahre das Leben für Dich, armer James Rousseau gewesen, der Du so gut, so geistreich, so liebevoll warest?

Ich will es erzählen.

V.

Einschaltung.

James Rousseau.

Findet man nicht, daß es mit den Jahrhunderten wie mit den Menschen ist, und daß sie ihre ausgelassene Jugend, ihr ernstes, reifes Alter, und ihr mürrisches Greisenalter haben? Die ausgelassene Jugend des achtzehnten Jahrhunderts ist in der That der Theil mit seiner Regentschaft, dem Herrn von Orleans, der Frau von Berry, Frau von Prie, dem Herrn Herzog, der Frau von Châteauroux und Richelieu; das reife, ernste Alter, der Theil, welcher den Ruf des Marschalls von Sachsen, des Herrn von Lowendhal, von Chevert aufblühen sieht, der die Schlachten von Fontenoy und von Raucoux gewinnt; das mürrische Alter, der Theil, welcher mit den Kriegen von Canada, mit dem Vertrage von Paris, mit dem Krebs=

schaden des Königs beginnt, der das Königthum erreicht und der mit dem Blutbade der Abtei, den Schaffotten des Revolutionsplatzes und den Orgien des Directoriums endigt.

Dem war eben so mit unserem neunzehnten Jahrhunderte. Waterloo hatte es zuerst traurig gemacht, wie ein verwaistes Kind; aber die Restauration, am Ende eine ziemlich gute Mutter, gab ihm bald seine Sorglosigkeit und seine Ausgelassenheit wieder. Von 1816 bis 1826 schreiben sich die letzten Blitze der französischen Heiterkeit, diese letzten Lieder der Keller Kaffés her, diese Lieder von Liederdichtern, welche noch nicht die Anmaßung hatten, Lieder von Dichtern zu sein, diese Armand Gouffé, Désaugiers, Rougemont, Rochefort, Romieu und Rousseau unterzeichneten Lieder.

In dieser Zeit glänzten Potier, Brunet, Tiercelin. Tiercelin spielte die Straßenecke, Brunet, Jocrisse der Herr, und Jocrisse der Bediente, Potier, Ich treibe meine Possen.

Es war in der That die Zeit der Possen, diese Ueberlieferung des Witzes der veralteten Schule, die wir Männer von vierzig Jahren allmälig, Seufzer vor Seufzer, Athemzug vor Athemzug, haben sterben sehen, wie man einen Greis an Erschöpfung und an Auszehrung sterben sieht.

Man aß zu jener Zeit noch zu Mittag, es gab Restaurateurs, welche Künstler waren, und die mit den Herren Brillat-Savarin und Grimod de la Reynière ernsthaft über Küche sprachen, wie Herr von Condé mit Vatel

sprach. Sie waren Küchenmeister, die Einen bei Cambacerès, die Andern bei Aigrefeuille gewesen, sie nannten sich Borel und Beauvilliers.

Heut zu Tage ißt man noch bei dem Restaurant, aber man ißt bei ihnen nicht mehr zu Mittag.

Damals aß man nicht allein zu Mittag, sondern man aß auch noch zu Nacht, ein anderes Herkommen des vorigen Jahrhunderts, das in dem unsrigen so ziemlich erloschen ist. Wer vermögte zu sagen, was der französische Geist bei der Aufhebung dieses reizenden Mahles verloren hat, das bei dem Scheine der Kerzen zu der Stunde gehalten wurde, wo man träumt, kurz, zu der Stunde, wo alle Arbeiten, alle Sorgen, alle Geschäfte, diese Gespenster des Tages, verschwunden sind?

Romieu, Rousseau und Heinrich Monnier waren in ihren jungen Jahren gewaltige Liebhaber des Nachtessens, und indem sie oft mit weit größerem Appetit, als vollem Beutel hatten, dieses unstäte Leben führten, das zugleich an den Zigeuner und an den Studenten erinnert, war es für sie nicht nöthig, daß das Schild des Restaurants einen berühmten Namen in der Geschichte der Kochkunst führte, um bei ihm ihr Zelt aufzuschlagen. Nein, die erste beste Schenke genügte; man setzte sich vor einer Pastete, vor einem Cotelette, vor einer Schüssel Fische mit polnischer Sauce an den Tisch; man ließ in Ermangelung von Champagnerwein Pouilly bringen, in Ermangelung von Chambertinwein Beaugency. Man sang die Laube der Aufrichtigkeit, — Je mehr Thoren bei einander sind, desto mehr lacht man, —

was man glücklich ist, keinen Sous zu haben! dann entfernte man sich um zwei Uhr Morgens durch den Wein, durch das Lachen, durch die Lieder erhitzt, und die Possen begannen.

Diese Possen sind für das Geschlecht, welches uns folgt, nur noch als Sagen bekannt; es gibt die Sage von dem Lämpchen, die Sage von dem Pförtner, von dem man seine Haare verlangt; alles das mit an die Schellen gebundenen Katzen, zerbrochenen Laternen, gespannten Seilen, nächtlichen Episoden untermischt, welche am Ende fast immer den Spaßvogel vor den Polizeicommissär des Quartiers brachten, in welchem ihre Heldenthaten stattgefunden hatten.

Aber die Polizeicommissäre paßten zu der Zeit: sie selbst waren zu ihrer Zeit Spaßvögel gewesen; eine ganz väterliche Strafpredigt war gewöhnlich die einzige Strafe für diese häufigen Uebertretungen der Vorschriften der Municipalpolizei; jeder hatte seinen Polizeicommissär, den er vorzog, und zu dem er geführt zu werden verlangte.

Rousseau hatte den von dem Quartier des Odeons angenommen. Sechs Male in derselben Woche, sechs Male von dem Montag bis zum Sonnabend, das heißt, ein Mal jede Nacht, hatte er sich diesem wackeren Manne anempfohlen, der am Ende müde, immer zu derselben Stunde, durch denselben Mann und durch dieselbe Ursache geweckt zu werden, that, als ob er bös würde.

Rousseau hörte mit großer Zerknirschung und tiefer Beschämung die Strafpredigt an; dann, als der Polizeicommissär geendigt hatte, antwortete er:

— Das ist gerecht, Herr Polizeicommissär, morgen werde ich mich zu einem Andern führen lassen. Sie müssen sich wohl zum Mindesten am Sonntage ausruhen.

Dieses lustige Leben dauerte so lange, als die Restauration dauerte. Das war eine gute Zeit für Jeden, der Witz hatte, und Rousseau hatte davon besonders beim Nachtische so viel, daß Jedermann Rousseau kannte, obgleich er niemals Etwas hatte drucken lassen, ausgenommen die Jagd und die Liebe; denn alle diese allerliebsten Aufsätze, welche in dem Figaro, in der Pandora und in dem Journal Rose erschienen, und die reichlich zu alle diesen Nachtessen, zu alle diesen Mittagessen beitrugen, unterzeichnete Niemand, man machte sie gemeinschaftlich, wie man sie gemeinschaftlich verzehrte.

Die Julirevolution kam herbei; das war eine unter die Schaar der Singvögel geworfene Bombe; die Politik zog diese, die Geschäfte jene an, die Kunst bemächtigte sich einiger.

Romieu wurde zum Unterpräfecten gemacht, Monnier wurde Schauspieler, Rousseau blieb allein und abgesondert.

Von diesem Augenblicke an hörten die Nachtessen auf.

Ein Distichon bestätigt, daß es die Abwesenheit Romieus war, welche das Aufhören der Nachtessen herbeiführte, da seine Rückkehr nach Paris nach einer vierjährigen Verbannung in die Provinz dort diese Gewohnheit wieder aufleben ließ.

Hier ist das Distichon zum Beweise dessen, was wir behaupten:

Lorsque Romieu revient du Monomotapa,
Paris ne soupait plus, et Paris ressoupa.

(Als Romieu von Monomotapa zurückkehrte, aß Paris nicht mehr zu Nacht, und Paris aß wieder zu Nacht.)

Romieu kehrte mit dem Rufe eines vortrefflichen Unterpräfecten zurück. — Es fand wohl die Geschichte einer Kindern gegebenen Unterweisung statt, die keine Laterne einwerfen konnten. Es fand wohl das Mährchen von dem Uhrmacher und der Uhr statt. Aber alles das bewies Eines, was bis dahin noch nicht bewiesen worden war; nämlich daß man ein Mann von unendlichem Verstande sein, und trotz dem einen vortrefflichen Unterpräfecten abgeben könnte.

Das wurde so klar bewiesen, daß Romieu wieder als Präfect abging.

Was Rousseau anbelangt, so war das Alter gekommen, und ohne Etwas von seinem liebenswürdigen Witze, noch von seinem vortrefflichen Herzen zu nehmen, hatte es seinem Verstande Etwas hinzugefügt. Er war immer noch der Mann des Nachtisches, der Sänger voller Laune, der fröhliche Trinker, aber er war auch der Mann der täglichen Arbeit. Mit dem Nachtessen hatten die Possen aufgehört. Die bei der Julirevolution gewechselten Polizeicommissäre kannten seinen, bei den Polizeicommissären der Restauration berühmten Namen nicht. Er hatte sich zum Redacteur der Gazette des Tribunaux gemacht. Er ist es, der in dieser vortrefflichen Zeitung mit einem Witze, der nur ihm angehörte, alle diese Geschichten von Vagabunden,

von Tapis-francs, von Diebstählen erzählte, in denen jeder Handelnde einen Charakter, eine Haltung, fast ein Gesicht annahm.

Im Jahr 1839, wie ich glaube, verheirathete sich Rousseau. Wie man sieht, war Rousseau gänzlich vernünftig geworden. Er that mehr, er bezog eine Wohnung in Neuilly.

Von diesem Augenblicke an gab es keine Sorglosigkeit in diesem ehedem so sorglosen Leben, keine Trägheit mehr in diesem so trägen Leben. Rousseau hatte eingesehen, daß er wie ein Philosoph die Entbehrungen ertragen konnte, als er allein lebte, aber daß er nicht das Recht hätte, diese Entbehrungen der Frau aufzuerlegen, welche ihr Leben mit dem seinigen vereinigt hatte, und dennoch hatte das Leben trotz der Arbeit, trotz der monatlichen und festen Bezahlung dieser Arbeit, seine Erfordernisse, und Rousseau befand sich zuweilen weit ärmer als zu der Zeit, wo in Ermangelung des Geldes die Fröhlichkeit blieb. Rousseau sang an diesem Tage nicht mehr: Was man glücklich ist, keinen Sous zu haben! Rousseau nahm an diesen Tagen nicht einmal den Omnibus, er ging zu Fuß nach Paris, kam zu mir und sagte:

— Du stehst immer noch gut mit dem Herzoge von Orleans, nicht wahr?

Ich wußte, was das bedeutete. Ich machte mit dem Kopfe ein bejahendes Zeichen, und gab ihm auf die Kasse meines theuren und vortrefflichen Prinzen eine Anweisung von Hundert, von zwei Hundert oder von drei Hundert Franken, je nach den Bedürfnissen. Asseline honorirte diese

Anweisungen, und Rousseau kam wieder bei mir vorbei, drückte mir die Hand und sagte:

—O! Dich, siehst Du, Dich werde ich bis zu meinem Tode besuchen, um mich begraben zu lassen.

Armer Rousseau, er glaubte nicht, daß er die Wahrheit so richtig gesagt hätte.

Der Prinz kam um das Leben; eine große und gefällige Hülfsquelle versiegte Rousseau.

Aber in Ermangelung des Prinzen blieben die Minister.

Wenn die Noth sich zu sehr in der Haushaltung von Neuilly fühlen ließ, so sah ich Rousseau wieder.

—Wie stehst Du mit dem Minister des öffentlichen Unterrichts? fragte er mich.

—Gut, antwortete ich, wenn Herr von Salvandy am Ministerium war, schlecht, wenn es Herr Villemain oder Herr Cousin waren.

Und wenn es Herr von Salvandy war, so gab ich Rousseau einige Zeilen für Herrn von Salvandy, und Herr von Salvandy honorirte sie aus prinzlichem Herkommen.

Und wenn es die Herren Villemain oder Cousin wären, so zog ich meine Schublade auf, und sagte:

—Nimm, mein Freund.

Und Rousseau nahm ohne Zögern aus meiner Schublade, wie ich aus der seinigen genommen hätte, wenn Rousseau eine Schublade gehabt, aus der ich Etwas hätte nehmen können.

Man gehe übrigens nicht so weit, zu glauben, daß sich

das oft erneuerte; kaum ein Mal alle zwei Jahre; höchstens ein Mal jährlich.

Die Februarrevolution kam herbei, der Gehalt Rousseaus wurde von drei Hundert Franken auf Hundert Franken heruntergesetzt. Ach! und keinen Prinzen und fast keine Minister mehr.

Dann zeigte sich mit dem eine grausame Krankheit, Etwas wie eine Brustkrankheit, von der sich die Aerzte keine Rechenschaft ablegten, Beklemmungen, welche den Athem unterbrachen, welche die Stimme entstellten.

Damals konnte man sehen, was dieses so gute Herz, diese so liebevolle Seele an Aufopferung und an Muth enthielt; dermaßen leidend, daß er genöthigt war, alle fünfzig Schritte stehen zu bleiben, um wieder Athem zu schöpfen, ging Rousseau jeden Morgen aus, um nach seinem Büreau der Gazette des Tribunaux zu gehen, indem er zuweilen that, als ob er zehn Sous in seiner Tasche hätte, den Omnibus zu nehmen, um seine Frau nicht zu beunruhigen, und da er diese zehn Sous nicht hatte, so machte er den Weg hin und zurück zu Fuß.

Das dauerte länger als ein Jahr. Ich sah ihn länger als ein Jahr nicht wieder.

Armer Freund, er wußte wohl, welchen Widerwillen ich haben würde, von denen Etwas zu verlangen, welche am Ruder sind, und aus Furcht, daß ich Nichts hätte, wollte er von mir Nichts verlangen.

Endlich kam er vor vierzehn Tagen; es war keine Möglichkeit mehr, länger zu warten.

—Kennst Du den Minister der . . .? fragte er mich.

Ich kannte ihn nicht; aber wenn James auf diese Weise zu mir kam, so mußte das Bedürfniß so dringend sein, daß ich nicht zögerte.

—Ich kenne ihn nicht, sagte ich zu ihm. Aber er muß mich kennen, und ich will ihm schreiben.

Und ich schrieb an den Minister der . . . um ihn um eine Unterstützung für James Rousseau zu bitten, den Gelehrten, den dramatischen Schriftsteller und Zeitungsschreiber.

Rousseau aß mit mir zu Mittag, drückte mir die Hand und überbrachte den Brief.

Am Donnerstag Morgen empfing ich ein Billet von dem Minister der . . . Er verlangte Auskünfte von mir über Herrn James Rousseau.

Am Donnerstag Abend erwartete mich, wie ich gesagt habe, mein Sohn bei meinem Nachhausekommen, um mir die traurige Neuigkeit zu melden.

Ich ergriff die Feder und schrieb an den Minister der . . .

„Herr Minister,

Die einzige Auskunft, welche ich Ihnen über Herrn James Rousseau zu geben vermag, ist, daß er heute Morgen gestorben, und ohne Unterstützung gestorben ist."

Sehen wir jetzt, wie Rousseau gestorben ist:

Er war zu Fuß nach Paris gekommen, indem er sich nach der Straße Harlay begab, wo sich das Bureau der Gazette des Tribunaux befindet. Um ein Viertel auf eilf angekommen, war er in das Redaktionszimmer getre-

ten, und las daselbst die Zeitungen, als er plötzlich einen Seufzer ausstieß, aufstand, die Arme ausstreckte, den Mund öffnete, Blut brach und stammelte:

— Ein Schlagfluß! Ich bin nicht unglücklich.

Dann fügte er hinzu:

— Meine arme Frau! . . .

Und er fiel mit dem Gesichte auf den Boden.

Er war todt.

Er hatte fünf Sous in seiner Westentasche, und das war Alles, was er besaß.

— Sie haben Recht, Herr L . . . . .; die Schriftsteller sterben nicht vor Hunger; sie haben sogar Ueberfluß, da man bei ihrem Tode noch fünf Sous in ihrer Westentasche findet.

Am Morgen um zwei Uhr war Alexander in Neuilly; er überbrachte der Wittwe unseres armen Freundes den ersten Trost, daß sie sich um Nichts zu bekümmern hätte, und daß alle die traurigen Umstände, welche dem Tode einer geliebten Person folgen, uns, seine Freunde anginge.

Aber so sehr Alexander sich auch beeilt hatte, so waren ihm doch bereits andere Freunde zuvorgekommen; es waren die Redakteure der Gazette des Tribunaux, welche die fromme Ehre in Anspruch nahmen, die Leiche ihres Collegen in eine Wohnung niederzulegen, welche ihm für die Ewigkeit angehört.

— Nein, Herr L . . . . ., die Gelehrten sterben nicht vor Hunger; aber man trägt sie auf der Bahre der Armen in ihre Wohnung zurück, weil man sie mit fünf Sous nicht in einem Fiaker nach Haus fahren kann. — Nein,

die Gelehrten sterben nicht vor Hunger; aber wenn Sie zu dem Begräbnisse der Gelehrten gingen, so würden Sie die Gerichtsboten die Fortschaffung der Leiche abwarten sehen, um die Pfändung anzustellen, und sie könnten Ihnen das sagen, was ich ihnen sage:

„Warum pfänden Sie die Leiche nicht, meine Herren, man würde Ihnen dafür Sieben Franken auf der Anatomie geben?"

O arme, schlecht eingerichtete Gesellschaft, in welcher der Lebende kein Stück Brod, der Todte kein Grab findet, und in welcher man abwartet, daß die Leiche des Gatten fortgetragen ist, um das Haus der Wittwe zu plündern! Sei unbesorgt, arme Frau, weine und bete in Frieden, arme Wittwe; wenn Du in diese traurige Wohnung zurückkehrest, aus der man Dich ohnmächtig fortgetragen hat, so wirst Du darin, ich sage es Dir, jedes Möbel an der Stelle wiederfinden, wo Du es gelassen hast.

Nur unser Freund wird Dir fehlen, aber auch ihn wirst Du dort, auf diesem reizenden Friedhofe wiederfinden, wo wir ihn nahe am Wege wie einen müden Wanderer niedergelegt haben, der sich ausruhet und der erwartet.

Gott gebe Dir Frieden in dem Leben! — Gott habe Erbarmen mit ihm im Tode.

VI.

Vierte Heirath des Vater Olifus.

Eine Sutti. *)

Der Mensch denkt, und Gott lenkt. Dieses Sprichwort, das wahrste von allen Sprichwörtern, scheint recht eigentlich für den Seefahrer gemacht worden zu sein.

Wir segelten in den ersten Tagen des Juni von Goa ab, der Zeit, in welcher der Winter beginnt; wer nun aber die Stürme der Küste von Malabar nicht gesehen hat, hat Nichts gesehen.

Einer dieser Stürme verschlug uns nach Calicut, und gern oder ungern mußten wir wohl dort bleiben.

Indessen ist es das Gemächliche bei den Wintern in

*) Der Gebrauch der Hindus, daß sich die Weiber nach dem Tode ihrer Männer verbrennen.

Indien, daß sie nicht im Mindesten von Kälte begleitet sind, sondern nur von Winden, von Wolken und von Blitzen, was macht, daß die Früchte zum Reifen eben so gut den Winter, als den Herbst benutzen.

Uebrigens haben die, welche des Winters müde sind, keine große Strecke zurückzulegen, um eine andere Jahreszeit zu suchen. Sie haben nur über die Gebirge von Gate zu gehen, welche sich von Norden nach Süden ziehen. In zwei Tagen befinden sie sich, statt auf der Küste von Malabar zu sein, auf der Küste von Coromandel, und statt von dem Winter des persischen Meerbusens durchnäßt zu werden, werden sie durch die Sommerhitze des bengalischen Meerbusens gebraten.

Uebrigens muß ich Ihnen sagen, daß es nichts Schöneres gibt, als diese ganz mit immer grünen, immer belaubten Palmen und Kokosnußbäumen bedeckte Küste, welche sich bei großem Winde wie die Bogen einer Brücke beugen. Nichts Schöneres, als diese Ebenen, als diese Wiesen, als diese Flüsse, als diese Seen, in denen sich um die Wette Städte, Dörfer und Landhäuser spiegeln, und die sich von dem Gebirge Comorin bis nach Mangalore erstrecken.

Als ich sah, daß wir uns an der Küste befänden, und der Kapitän mir sagte, daß vor drei bis vier Monaten es keine Möglichkeit wäre, wieder in die See zu gehen, so ergab ich mich darein, und da ich bereits drei Viertel Hindu war, so entschloß ich mich, eine Niederlassung in Calicut zu bilden, und das mit um so mehr Ruhe, als ich in Calicut, das in der Gewalt der Engländer stand,

welche Protestanten sind, Nichts von meinem verteufelten Inquisitor von Goa zu fürchten hatte. Außerdem hatte ich zehn Stunden weit von Calicut, Mahe, das eine französische Faktorei ist, von der ich mich zurückfordern lassen konnte.

Was mich zuerst überraschte, war die Länge der Ohren, welche ich antraf. Ich hatte bis dahin geglaubt, daß ich Ohren von ziemlich artigem Umfange hätte, und ich verdankte diese Zierde der Freigebigkeit, welche mein Vater und meine Mutter immer darauf verwandt hatten, mich in meiner Jugend an ihnen zu ziehen; aber ich bemerkte, daß meine Ohren nicht den vierten Theil des Umfanges erlangt hatten, den menschliche Ohren erlangen können. Das kömmt daher, weil man den Kindern von Calicut sie in dem Augenblicke durchsticht, wo sie auf die Welt kommen, und die erfinderischen Eltern von dieser Stunde an in die Oeffnung ein getrocknetes und zusammengerolltes Palmenblatt stecken, das, indem es sich beständig zu entrollen trachtet, das Loch außerordentlich erweitert, so daß es einige dieser Ohren gibt, durch welche man die Faust stecken kann. Sie werden begreifen, wie stolz die sind, welche diese Art von Schönheit genießen; sie sind die Stutzer des Landes.

Als ich den Fuß auf das Land setzte, war meine erste Sorge, einen Naïr zu nehmen, daß heißt, eine Art von Janitscharen, um die Stadt und die Umgegend zu besuchen, und um mir bei den Miethungen und bei den Ankäufen zu helfen, welche ich zu machen hatte.

Wir gingen also nach Calicut. Aber unterwegs

wurden wir von einem solchen Ungewitter überfallen, daß ich mich genöthigt sah, mich in eine malabarische Pagode zu flüchten. Es war gerade die, welche vier Hundert Jahre vor mir Vasco de Gama betreten hatte.

Da das Innere des Tempels mit Bildern ausgeschmückt war, so hielten sie Vasco und seine Gefährten für eine christliche Kirche, und da in weiße Baumwolle gekleidete Männer, das heißt Männer, welche Priestern im halben Feiergewande glichen, ihnen Wasser und Asche auf den Kopf schütteten, so bestätigte sie das um so mehr in diesem Glauben.

Einer der Gefährten Vasco de Gamas, der durch den Anblick aller dieser Götzen mit seltsamen Gesichtern beunruhigt war, und der seine Seligkeit nicht gefährden wollte, begleitete indessen sein Gebet mit folgendem Vorbehalte:

— Möge ich nun in dem Hause des Teufels sein oder nicht, es ist Gott, an den ich mein Gebet richte.

Da ich nun ein wenig ein Heide bin, so richtete ich weder an Gott, noch an den Teufel ein Gebet. Ich wartete ab, daß der Regen vorüber wäre, und das war Alles.

Ich hatte immer von einem in Calicut sehr gebräuchlichen Handelsumstande sprechen hören, welcher in dem Augenblicke, wo ich im Begriffe stand, dort irgend ein Geschäft zu gründen, nicht unterließ, mich sehr zu beschäftigen. Ein Gläubiger, der seinem Schuldner begegnet, hatte, wie man mir gesagt, nur einen Kreis um ihn herum zu beschreiben, und man hatte mir versichert, daß

dieser ihn bei Todesstrafe nicht verlassen könnte, bevor er die Schuld bezahlt, für welche er eingesperrt worden war. Noch mehr. Einmal, immer wie man mir versichert hatte, war der König selbst einem Kaufmanne begegnet, den er seit drei Monaten von einem Tage zum andern vertröstete; dieser zog einen Kreis um das Pferd des Königs; der Monarch blieb regungslos wie eine Reiterstatüe, bis man ihm aus dem Palaste die Summe überbracht hatte, deren er bedurfte, um sich auszulösen.

Das Abenteuer war wahr, aber es hatte vor grauen Zeiten stattgefunden, und das Gesetz, welches wir angeführt haben, war so ziemlich außer Gebrauch gekommen.

Aber ein Gesetz, welches immer noch bestand, obgleich die Engländer erklärt hatten, daß die Frauen der Hindus nicht mehr gezwungen wären, sich ihm zu unterwerfen, war das, welches den Frauen befiehlt, sich auf der Leiche ihrer Gatten zu verbrennen. Nun aber, wie als ob ich bestimmt wäre, den verschiedenen Arten von Auto-da-Fes beizuwohnen, welche an der westlichen Küste von Indien gefeiert werden, hatte ich mich kaum in Calicut eingerichtet, als man meldete, daß ein Bramine gestorben wäre, und daß sein Frau entschlossen sei, sich auf seinem Grabe zu verbrennen.

Ich kam daher ganz zur rechten Zeit, um einen Sutti beizuwohnen.

Das war für einen Europäer ein Schauspiel, das merkwürdig genug war, um diesen Europäer nicht dabei fehlen zu lassen, besonders wenn er eine Frau hatte, welche, statt sich auf seinem Grabe zu verbrennen, zuver-

lässig an dem Todestage ihres Gatten ein Freudenfeuer angezündet hätte.

Ich nahm daher meinen Naïr für einen Monat.

Er war ein verständiger Mensch, der für einen halben Faron, das heißt, für fünf oder sechs Sous täglich, mit mir einig wurde, und der es übernahm, mir an dem Tage des Schauspieles Platz machen zu lassen.

Der Tag des Schauspieles fiel auf den folgenden Sonntag, und die Feierlichkeit ging auf einer Ebene, eine Viertelstunde weit von der Stadt, vor sich. Der aus den am meisten brennbaren Stoffen und den am leichtesten zu entzündenden Holze gebildete Scheiterhaufen war, ich sage nicht aufgerichtet, sondern in einem Graben eingerichtet, so daß der Feuerheerd ein Loch gleich dem eines Kraters bot.

Auf dem Scheiterhaufen lag die Leiche des Gatten auf eine Weise einbalsamirt, um die Frau zu erwarten, ohne einstweilen zu sehr in Verwesung überzugehen.

Zu der bestimmten Stunde, das heißt, gegen zehn Uhr Morgens, verließ die Wittwe des Braminen mit bloßen Füßen, mit bloßem Kopfe und den Körper in ein langes, weißes Gewand gehüllt, das eheliche Haus unter dem Klange von Flöten, Trommeln und Tam Tams und wurde unter großem Gepränge nach dem Scheiterhaufen ihres Gatten geführt. Sobald sie die Stadt verlassen, fand sie auf dem Wege einen englischen Officier mit ohngefähr zwölf Mann, welche von dem Gouverneur von Calicut dort aufgestellt waren.

Der Officier näherte sich ihr, und sagte in Hindu-

stanischer Sprache zu ihr, welche ich vollkommen verstand:

—Sterben Sie freiwillig?

—Ja, antwortete sie, ich sterbe freiwillig.

—Für den Fall, wo Ihre Verwandten Sie zwingen sollten, bin ich da, um Ihnen Beistand zu leisten; fordern Sie meinen Beistand, und ich führe Sie im Namen meiner Regierung mit mir fort.

—Niemand zwingt mich, ich verbrenne mich aus freiem Willen. Lassen Sie mich daher vorüber.

Wie ich gesagt habe, war ich denen nahe genug, welche mit einander sprachen, um ihr Gespräch zu hören, und ich gestehe, daß ich bei dem Anblicke einer solchen Entschlossenheit von Bewunderung ergriffen wurde. Freilich sprach die Wittwe zu einem Christen, vor welchem es ihr sehr angenehm war, mit ihrer Religion zu prahlen, und alle diese Dämonen von Braminen betäubten sie, indem sie ihr ihre Litaneyen in die Ohren sangen.

Sie setzte daher ihren Weg nach dem Scheiterhaufen ziemlich standhafter Weise fort; an dem Rande des Grabens angelangt, der zu flammen begann, wurde sie von den Braminen umringt, welche sie ein Getränk trinken ließen, das ihr Kräfte zu verleihen schien. Mein Naïr sagte mir, daß der, welcher ihr dieses Getränk trinken ließ, und der sie am meisten aufmunterte, ihr Onkel wäre.

Wie dem auch sein mogte, die Braminen traten zur Seite, und die arme Frau, nachdem sie von den Anwesenden Abschied genommen, nachdem sie ihren Schmuck unter ihre Freunde vertheilt, wich um vier Schritte zu-

rück, um ihren Anlauf zu nehmen, und sprang unter den ermuthigenden Zurufen der Priester, bei dem Klange einer höllischen Musik in die Gluth.

Aber kaum befand sie sich darin, als sie, wie es scheint, die Atmosphäre ein wenig zu heiß fand, und sie, trotz des Opiums, das sie getrunken hatte, trotz der Gesänge der Priester, trotz der Tam Tams der Musikanten, lautes Geschrei ausstieß, und das Feuer weit schneller wieder verließ, als sie in dasselbe gesprungen war.

Da bewunderte ich die Vorsicht meiner guten Inquisitoren von Goa, welche in Mitte des Scheiterhaufens einen Pfahl errichten, und an diesen Pfahl einen eisernen Ring befestigen, um den Verurtheilten fest zu halten.

Man muß übrigens den Anwesenden Gerechtigkeit widerfahren lassen, bei dem Anblicke dieser Wittwe, welche so gegen alle ihre Pflichten fehlte, stießen sie einen Schrei des Unwillens aus, und jeder stürzte der Flüchtigen entgegen, um sie in die Flammen zurückzutreiben.

Ich hatte besonders eine liebenswürdige kleine Calicuterin von zehn bis zwölf Jahren vor mir, welche wüthend war, und die erklärte, daß, wenn an sie die Reihe käme, sich zu verbrennen, sie keine solchen Umstände machen würde; sie rief daher auch aus allen ihren Kräften:

— Ins Feuer mit der Renegatin! Ins Feuer! ins Feuer! ins Feuer!

Da jeder, mit Ausnahme von mir, dasselbe Geschrei ausstieß, der englische Officier und seine zwölf Mann, die Alles thaten, was sie vermogten, um bis zu der armen Verdammten zu gelangen, aber, wie man wohl begreifen

wird, *leicht* von alle diesem rasenden Pöbel zurückgedrängt wurden, so wurde die Renegatin, wie sie meine hübsche kleine *Calicuterin* nannte, ergriffen, aufgehoben, an den Graben zurückgeführt, und mitten in die Flammen geworfen; hierauf warf man sogleich alles, was man von Wellen, Holz, Reisern und dürrem Grase finden konnte, auf sie, was sie nicht verhinderte, dieses ganze Flammengerüst von sich zu werfen, ein zweites Mal die Gluth zu verlassen, und, eine lebendige Feuersbrunst, mit der Kraft der Verzweiflung, indem sie Jedermann zurückstieß, sich in den *kleinen* Bach zu werfen, der fünfzig Schritte weit von dem Scheiterhaufen floß.

Sie werden das Aergerniß begreifen; zum Mindesten nach dem, was die Anwesenden sagten, hatte man so Etwas niemals gesehen. Zum mindesten vermogte meine kleine Calicuterin sich von ihrem Erstaunen darüber nicht zu erholen, daß eine Frau in diesem Grade ihre Pflichten gegen ihren Gatten vergessen könnte.

Es ging so weit, daß sie nur die Worte auszustoßen vermogte:

— O! ich! . . . o! ich! . . . Wenn ich es wäre!

Sie lief daher auch mit aller Welt nach dem Bache, in den sich die halbverbrannte Schuldige geflüchtet hatte. Ich folgte ihr, denn ich fühlte bereits eine große Bewunderung für sie.

Als wir an das Ufer des Baches gelangten, rief das arme Geschöpf:

— Meine Herren Engländer, zu Hilfe! zu Hilfe! zu Hilfe! Dann, da die von allen Seiten zurückgedrängten

Engländer ihr keinen Beistand zu leisten vermogten, erblickte sie ihren Onkel, denselben, der sie so sehr antrieb, sich zu verbrennen:

— Mein Onkel, rief sie aus, zu Hilfe! haben Sie Erbarmen mit mir! Ich werde meine Familie verlassen, ich werde als eine Verfluchte leben, ich werde betteln.

— Wohlan! es sei, antwortete ihr der Onkel mit einer schmeichelnden Miene. Laß mich Dich in dieses feuchte Tuch hüllen, und ich werde Dich nach Hause zurücktragen.

Und indem er das sagte, blinzelte der Onkel mit den Augen, wie um den Braminen zu sagen:

— Lassen Sie mich handeln, sobald sie in dem Tuche ist, so wird es mit ihr aus sein.

Ohne Zweifel sah auch sie den Blick und verstand ihn; denn statt ihrem Onkel zu trauen, rief sie aus:

— Nein! nein! ich will nicht! entfernen Sie Sich! Ich werde allein gehen! lassen Sie mich! lassen Sie mich!

Aber der Onkel wollte nicht mit Schande bestehen; er hatte ohne Zweifel für seine Nichte gebürgt, und er hielt darauf, daß sie sein Wort auslöse.

Er schwur daher seiner Nichte bei dem Wasser des Ganges, daß er sie nach Haus zurückführen würde.

Der Schwur ist so heilig, daß die arme Frau daran glaubte. Sie legte sich auf das feuchte Tuch, in welches sie ihr Onkel wie eine Mumie wickelte. Dann, als die Arme und die Beine eingewickelt waren, lud er sie auf seine Schulter, indem er ausrief: — Nach dem Scheiterhaufen! nach dem Scheiterhaufen!

In der That, er begann nach dem Graben zu lau-

sen, indem ihm die ganze Bevölkerung mit dem Ausrufe folgte:

—Nach dem Scheiterhaufen! nach dem Scheiterhaufen!

Meine kleine Caliceuterin war auf den Gipfel der Bewunderung. Als der Bramine den geheiligten Schwur ausgesprochen hatte, stand sie auf dem Punkte, ihn mit dem Namen Paria zu schimpfen; als sie aber sah, daß der Schwur keinen andern Zweck hatte, als seine Nichte zu täuschen, und daß der Bramine seinen Schwur brach, rief sie in die Hände klatschend aus:

—O! der rechtschaffene Mann! der würdige Mann! der heilige Mann!

Ich begriff nicht recht, wie man ein wackerer Mann, ein heiliger Mann, ein würdiger Mann wäre, wenn man seinen Schwur bräche; aber meine kleine Hindu sagte das mit einer so überzeugten Miene, es lag so viel Anmuth und so viel Treuherzigkeit in ihrer ganzen Person, daß ich am Ende mir selbst von dem männlichen Stolze unterstützt sagte, daß diese arme Wittwe wirklich sehr strafbar wäre, so zu zögern, sich auf der Leiche ihres Gatten zu verbrennen.

Ich vereinigte daher meinen Beifall mit dem allgemeinen Beifalle der Menge, als ich diesen rechtschaffenen Onkel, diesen heiligen Onkel, diesen würdigen Onkel seine elende Nichte wieder in die Gluth werfen sah, welche dieses Mal so eingewickelt war, daß die Flamme, welche Mühe sie sich auch gab, in fünf bis sechs Minuten mit ihr fertig war.

Meine kleine Calicuterin war voll Entzücken. Diese eheliche, in dem Herzen eines jungen Mädchens vorher bestehende Treue rührte mich in dem Grade, daß ich sie frug, wie sie hieße, und wer sie wäre.

Sie hieß Amarou, was, wie Sie sehen, ein sehr hübscher Name ist, und ihr Vater gehörte der Kaste der Weissiahs an, das heißt, der der Directoren des Ackerbaues und des Handels.

Amorous Vater gehörte daher der dritten Kaste an, indem er nur die Kasten der Rajahs und die der Braminen über sich, und unter sich die der Sudras hatte.

Der Posten, den er in Calicut einnahm, war gleich dem eines Hafenverwalters.

Er war ein Mann, der mir sehr nützlich sein konnte, und da mein Naïr ihn kannte, so wurde verabredet, daß er mich ihm am folgenden Tage vorstellen sollte.

VII.

Vierte Heirath des Vater Olifus.

Die Pantoffeln des Braminen.

Das Resultat meines Besuches bei dem Vater der schönen Amarou war, daß ich mich entschloß, mich in Calicut niederzulassen, und daselbst einen Gewürzhandel zu gründen.

Meine erste Sorge war ein Haus zu kaufen. Die Häuser sind in Calicut noch weniger theuer, als in Goa. Freilich ist das solideste Haus in Calicut von getrocknetem Lehm, und das höchste ist acht Fuß hoch.

Für zwölf Thaler war ich daher auch der Eigenthümer eines Hauses, das mir von dem Verkäufer mit drei, zu dem Eigenthume gehörenden Schlangen abgetreten wurde.

Ich sagte ihm, daß ich wenig auf seine Schlangen hielte, und daß es meine erste Sorge sein würde, ihnen

den Hals umzudrehen, aber er forderte mich auf, mich wohl vor einer solchen Unvorsichtigkeit zu hüten. Die Schlangen versehen in Calicut den Dienst, den die Katzen in Europa versehen, indem sie die Ratten und die Mäuse vertilgen, von denen ohne sie die Häuser belästigt wären.

Ich verlangte, daß die Schlangen, deren Käufer ich wurde, mir vorgestellt würden, damit ich Bekanntschaft mit ihnen machte.

Es war in der That für mich und für sie wichtig, uns gut zu verständigen, damit keine nicht in das Haus gehörigen sich einschlichen.

Mein Verkäufer pfiff ihnen, und sie eilten wie Hunde herbei.

Durch zwei bis drei Näpfe Milch, mit denen ich ihnen freigebiger Weise ein Geschenk gemacht hatte, waren wir nach Verlauf von drei Tagen die besten Freunde von der Welt.

Indessen gestehe ich, daß die ersten Male, wo ich die eine oder die andere beim Schlafengehen oder beim Erwachen in meinem Bette fand, diese Vertraulichkeit mir einigen Widerwillen einflößte; aber allmählig wurde ich es gewohnt und bald dachte ich nicht mehr daran.

Der Handel, dem ich mich besonders gewidmet hatte, war der mit Cardamome, eine Art von Pfeffer, der sich bei uns nur bei den Apothekern findet, auf den aber die Bewohner der indischen Inseln höchst lecker sind. Während meines Aufenthaltes in Ceylon hatte ich den Werth dieser Waare kennen gelernt, und ich beschloß, aus ihm den Hauptzweig meiner Speculation zu machen.

Ich war gerade in der Regenzeit angekommen, welche die gute Zeit ist, um den Boden urbar zu machen, auf dem man Cardamome pflanzen will. Das Urbarmachen ist übrigens leicht; während des Winters wächst auf dem Boden der Umgegend von Calicut ein wahrer Wald von Kräutern, welche der Erde zum Dung dienen, in den man pflanzen oder säen kann; man pflanzt oder man säet, und vier Monate nachher erntet man.

Ich pachtete daher eine große Strecke Land in der Umgegend von Calicut, und begann meine Urbarmachung, nicht wie man sie in diesem Lande macht, indem man sich auf einige zwanzig Sudras verläßt, welche fern von dem Auge des Herrn ihn um die Wette in der Verwendung ihres Tages betrügen, sondern indem ich sie alle selbst beaufsichtigte, und damit diese Aufsicht um so thätiger wäre, so begann ich damit, mir an den vier Ecken meines Gutes vier Hütten zu bauen, was mir etwas Leichtes und wenig Kostspieliges war, da ich eine große Anzahl von Cokosnußbäumen auf meinem Bezirke hatte, und dieser Baum, wie Jedermann weiß, eine Gabe des Himmels für jene Gegenden ist, da man mit seinem Holze die Häuser baut, mit seinem Laube sie bedeckt, aus seiner Rinde Matten flechtet, mit seinem Marke sich ernährt, aus seinen Knospen, Wein, aus seiner Nuß, Oel, und aus seinem Safte Zucker macht.

Indem ich nun diesen Wein auf der Blase abzog, machte ich daraus eine Art von Branntwein, mit Hülfe dessen ich meine Sudras Alles thun ließ, was ich wollte.

Meine Ernte empfand daher auch meine Vertheilun-

gen von Tari. Man hatte in Calicut niemals etwas Aehnliches gesehen; meine Ernte von meinen zehn bis zwölf Morgen Cardamome war nicht allein reichlich, sondern auch noch von erster Qualität, und als ich das Resultat sah, beschloß ich, diesem Betriebe fünf bis sechs Jahre zu widmen, nach Verlauf von fünf bis sechs Jahren war mein Glück gemacht, besonders wenn ich selbst in Ceylon das verkaufte, was ich selbst in Calicut geerntet hatte. Dazu handelte es sich einfach und allein darum, ein kleines Schiff zu miethen, und gegen das Ende des Sommers nach Ceylon zu gehen, sobald ich eine hinlängliche Ladung hätte. Nun aber mußten mir zwei Ernten genügen, um ein Schiff zu beladen, und in Calicut macht man jährlich zwei Ernten.

Während dieser Zeit fuhr ich fort, meinen alten Freund Nachor, und meine junge Freundin, die schöne Amarou, zu besuchen. Ich hatte nicht vergessen, daß der Vater mir bei meinem Patente, bei meinen Steuern der Douane, u. s. w., sehr nützlich sein könnte, und ich gestehe, daß die große Treue in Bezug auf ihre ehelichen Pflichten, welche die Tochter an dem denkwürdigen Tage der Suttie entfaltete, mich tief im Herzen gerührt hatte. Nun aber war der Papa Nachor kein Dummkopf; er hatte mich das Alles baar bezahlen sehen, was ich gekauft oder gepachtet hatte. Nach der Weise, wie ich mein Geschäft betrieb, zweifelte er nicht, daß ich auf dem Wege wäre, mir Vermögen zu erwerben, so daß er mich wie einen Mann empfing, welcher wünscht, daß derjenige, den er em=

pfängt, das Haus gut findet, damit er so oft als möglich in das Haus zurückkehrt.

Ich kehrte so oft dahin zurück, daß nach Verlauf von acht bis zehn Monaten, vorbehaltlich der Einwilligung der schönen Amarou, welche ich indessen mehr als ein Mal in ihren Augen zu lesen geglaubt hatte, Alles so ziemlich zwischen mir und dem Vater Nachor beschlossen war.

Ein Ereigniß, das die bedauernswerthesten Folgen haben konnte, führte im Gegentheile eine weit schnellere Beendigung der Dinge herbei, welche wir vielleicht Alle wünschten, die aber die Züchtigkeit der schönen Amarou durchblicken zu lassen verhinderte. Eines Tages, als ich den Vater und die Tochter eingeladen hatte, meine Pflanzungen zu besuchen, und als ich, indem ich den ganzen Tag in der Ebene zuzubringen gedachte, artiger Weise vier Mahlzeiten in meinen vier Hütten hatte anrichten lassen, stieß die schöne Amarou, welche unmittelbar dem Sclaven folgte, der die beiden Seiten des Fußpfades mit einem Stocke schlug, um die giftigen Schlangen von ihm zu entfernen, einen lauten Schrei aus. Eine kleine grüne Schlange von der schrecklichsten Art, deren Biß immer tödtlich ist, war aus dem Grase hervorgesprungen, und hatte sich an ihren Shawl geklammert. Ich hatte die Schlange herausspringen sehen, ich hatte den Schrei gehört, nnd mit einem Schlage des Stöckchens, das ich in der Hand hielt, hatte ich sie so glücklich getroffen, daß sie losließ; dann hatte ich ihr, da ich Stiefel trug, den Kopf mit einem Stoße des Absatzes zerschmettert.

Aber, obgleich sie der Gefahr entgangen war, befand

sich die schöne Amarou deshalb in keinem besseren Zustande. Statt an einem Gifte zu sterben, schien sie im Begriffe vor Schrecken zu sterben. Wie eine schöne Lilie des Ufers auf einem meiner Arme zurückgeworfen, war sie bleich und bebend wie diese. Ich hob sie auf, und indem ich sie an meine Brust drückte, trug ich sie bis nach der Hütte, in welcher uns das Frühstück erwartete. Uebrigens lastete das liebenswürdige Kind, das kaum zwölf Jahr alt war, auf meinen Armen eben nicht mehr, als ein Traum oder ein Dunst; ihr Herz allein bestätigte die Wirklichkeit, indem es an dem meinigen schlug.

Sobald sie in die Hütte eingetreten war, sobald man auf allen Seiten nachgesehen, begann die schöne Amarou sich ein Wenig zu beruhigen und willigte ein, einige Körner Reis zu essen; als man sich aber wieder auf den Weg begeben mußte, bemächtigte sich derselbe Schrecken ihrer, und sie erklärte, daß sie entschlossen wäre, nicht mehr zu Fuß zu gehen.

Nichts konnte mir angenehmer sein, als eine solche Erklärung. Ich bot ihr dasselbe Beförderungsmittel an, das sie dahin geführt hatte, wo sie sich befand. Sie blickte ihren Vater an, der ihr einen Wink gab, daß sie es annehmen könnte. Ich nahm Amarou wieder in meine Arme, und wir begaben uns auf den Weg.

Da sie fürchtete, zu schwer zu sein, so hatte sie dieses Mal ihren Arm um meinen Hals geschlungen, was ihr Gesicht dem meinigen, ihre Haare den meinigen, ihren Athem dem meinigen näherte, alles Dinge, denen es, wie es scheint, nicht unlieb war, genähert zu sein, da sie sich

immer mehr mit einander vereinigten, und daß sie, je mehr sie sich vereinigten, desto mehr sich einander näherten. Bei der ersten Hütte hoffte ich geliebt zu sein; bei der zweiten war ich sicher, es zu sein; bei der dritten hatte Amarou mir ihre Liebe gestanden; endlich bei der vierten war unsere Verheirathung verabredet, und es blieb nur noch übrig, die Zeit zu bestimmen.

Diese Zeit bestimmte Nachor.

Nachor war ein vorsichtiger Mann, er hatte die Ernte wohl auf dem Stengel gesehen, aber er wollte sie in der Scheuer sehen. Er bestimmte daher die Verheirathung für den Monat Juli.

Diese Zeit behagte mir ziemlich; es war die, wo ich mein kleines Schiff nach Ceylon zu senden, oder vielmehr es selbst dorthin zu führen gedachte, und es war mir nicht unlieb, Jemand zurückzulassen, der die Arbeit und die Pflanzung meines Feldes beaufsichtigte. Mit ihrer Furcht vor den grünen Schlangen war Amarou nicht im Stande, den Dienst eines Aufsehers zu versehen; aber Nachor hatte mir bewiesen, daß er sich darauf verstände, und wenn es sich darum handelte, für die Interessen seiner einzigen Tochter zu sorgen, so war kein Zweifel vorhanden, daß diese Interessen, welche ganz natürlicher Weise die meinigen waren, vollkommen gewahrt wären.

Nun aber befanden wir uns am Ende des Monats Mai, ich war daher zu keinem langen Warten verdammt.

Nachor und Amarou gehörten der Religion der Hindu an. Es wurde verabredet, daß wir uns nach dem Ritus der Braminen verheirathen sollten.

Dem zu Folge, obgleich Alles unter uns beschlossen war, suchte ich einen Braminen, um bei Nachor in meinem Namen um die Hand Amarous anzuhalten. Das war der Gebrauch, und ich sah nichts Unpassendes darin, mich dem Gebrauche zu fügen.

Ich hatte keine Bekanntschaft unter den Braminen; Amarou deutete mir einen großen Schelm an, der seine Nichte in ein Tuch gewickelt, nachdem er bei dem Wasser des Ganges einen falschen Schwur geleistet, und der sie trotz ihres Geschreis und ihres Flehens in die Gluth geworfen hatte. Ich hatte Nichts gegen ihn, als daß ich fand, daß er ein ziemlich schlechter Verwandter wäre. Aber da der Auftrag, den er für mich bei Nachor ausführte, ihn nicht zu meinem Onkel machte, so kümmerte mich das wenig.

An dem verabredeten Tage ging er daher von mir weg, um zu Amarou zu gehen, kehrte zwei Male in verschiedenen Zwischenräumen unter dem Vorwande zurück, daß er immer auf dem Wege schlimme Vorbedeutungen gefunden hätte. Aber da das dritte Mal die schlimmen Vorbedeutungen verschwunden waren, um im Gegentheile glücklichen Vorbedeutungen Platz zu machen, so handelte es sich nur noch darum, einen Tag zu wählen, der Brama angenehm wäre, und er kehrte zurück mir zu sagen, daß Amarous Hand mir bewilligt sei.

Ich antwortete, daß mir alle Tage recht wären, und daß dem zu Folge der Tag Bramas der meinige sein würde. Der Bramine wählte den Freitag.

Ich hatte Lust einen Augenblick lang Schwierigkeiten

zu machen; Sie wissen, daß bei uns Vorurtheile über den Freitag herrschen; aber ich hatte geprahlt, ich hatte gesagt, daß mir alle Tage recht wären, ich wollte mein Wort nicht zurücknehmen, und ich antwortete: Es sei für den Freitag, vorausgesetzt, daß es der nächste ist.

Dieser glückselige Freitag kam herbei, die Verheirathung ging bei Nachor vor sich. Gegen fünf Uhr Abends begab ich mich dorthin. Wir überreichten uns gegenseitig Betel. Wir zündeten das Feuer Homan mit dem Holze Ravasitou an. Der große Schuft von Bramine, immer der Onkel der Verbrannten, nahm drei Hände voll Reis, und warf sie Amarou auf den Kopf. Er nahm davon drei andere, welche er auf den meinigen warf, worauf Nachor Wasser in ein große hölzerne Mulde goß, mir die Füße wusch, und hierauf seiner Tochter die Hand reichte. Amarou legte ihre Hand in die ihres Vaters, Nachor goß einige Tropfen Wasser darauf, legte drei bis vier Geldstücke hinein und stellte mir Amarou vor, indem er zu ihr sagte:

— Ich habe Nichts mehr mit Dir zu thun, ich übergebe Dich der Gewalt eines andern.

Nun nahm der Bramine aus einem Beutel das wahre Band der Verheirathung hervor, das heißt den Tali, eine Art von Band, an welchem ein goldener Kopf hängt. Er zeigte ihn der Gesellschaft, und gab ihn mir nachher zurück, damit ich ihn um den Hals meiner Frau knüpfe.

Als das Band geknüpft, waren wir verheirathet.

Aber der Gebrauch ist, daß die Feste fünf Tage dauern, während welcher der Gatte kein Recht auf seine

Frau hat. Während der vier ersten Tage wurde ich daher auch von den jungen Leuten und von den Mädchen so scharf beaufsichtigt, daß ich kaum den kleinen Finger der schönen Amarou küssen konnte. Ich versuchte ihr durch meine Blicke auszudrücken, wie lang mir die Zeit schiene; sie machte ihrer Seits Augen, welche zu sagen schienen: Es ist wahr sie ist nicht kurz, aber Geduld! Geduld!

Und auf dieses Versprechen hin faßte ich Geduld.

Endlich brach der fünfte Tag an, verfloß, endigte; die Nacht kam herbei, und man führte uns bis nach meinem Hause. In dem ersten Zimmer war ein Mahl angerichtet; ich bewirthete damit unsere Freunde, während man meine Frau entkleidete und zu Bette legte. Dann, nach Verlauf eines Augenblickes, als ich glaubte, daß Niemand auf mich achtete, schlich ich mich nach der Thür des Schlafzimmers, indem ich mit Vergnügen den übrigen Theil des Hauses meinen Gästen überließ, vorausgesetzt, daß sie mir das kleine Zimmer überließen, in welchem mich die schöne Amarou erwartete.

Aber an der Thür war ich sehr erstaunt an etwas zu straucheln, ich legte die Hand an den Gegenstand, der mich hatte straucheln lassen, und fand ein Paar Pantoffeln.

Ein Paar Pantoffeln vor der Thür Amarous, was sollte das bedeuten?

Das beschäftigte mich einen Augenblick lang, aber ich warf bald die Pantoffeln zur Seite und wollte die Thür aufmachen.

Die Thür war verschlossen.

Ich rief mit meiner sanftesten Stimme, Amarou, Amarou, Amarou, indem ich immer glaubte, daß sie mir aufmachen würde; aber obgleich ich sehr gut hörte, daß sich Jemand, oder vielmehr sogar zwei Personen in dem Zimmer befänden, so antwortete man mir doch nicht.

Sie werden meinen Zorn begreifen; wenn sich nicht diese verteufelten Pantoffeln da befunden hätten, so hätte ich noch zweifeln können; aber, da ich nicht zweifelte, so wollte ich anfangen, aus allen meinen Kräften zu klopfen, als ich fühlte, daß man mich bei dem Arme ergriff.

Ich wandte mich um, und erkannte Nachor.

—Ah! bei Gott, sagte ich zu ihm, Sie sind willkommen, Sie werden mir helfen, Ihrer liederlichen Tochter Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

—Was wollen Sie damit sagen? fragte Nachor.

—Ich will damit sagen, daß Sie mit einem Manne eingeschlossen ist, nicht mehr und nicht weniger.

—Mit einem Manne? rief Nachor aus, in diesem Falle verleugne ich sie als meine Tochter, und wenn es wahr ist, so können Sie sie ins Gefängniß werfen und selbst sie tödten, das ist Ihr Recht.

—Ah! um so besser! ich bin sehr froh, daß das mein Recht ist, und ich werde es benutzen, ich stehe Ihnen dafür.

—Aber was läßt Sie das glauben?

—Bei Gott, das Geräusch, welches ich in dem Zimmer höre, und dann diese Pantoffeln.

Und ich stieß mit dem Fuße die Beweisstücke Nachor zwischen die Beine.

Nachor raffte einen Pantoffel auf, dann den andern, und indem er sie aufmerksam betrachtete, rief er aus:

— O! glückseliger Olifus! o! glücklicher Gatte! o! was unsere Familie bevorrechtigt ist! Mein Schwiegersohn, danken Sie Wishnu und seiner Frau Lackemy, danken Sie Siva und seiner Frau Parvatty; danken Sie Brama und seiner Frau Saraswaty; danken Sie Indra und seiner Frau Avitty; danken Sie dem Baume Kalpa, der Kuh Kamaderu und dem Vogel Garruda: Ein heiliger Mann geruht für Sie das zu thun, was er gewöhnlich nur für den König des Landes thut; er erspart Ihnen die Mühe, die Sie Sich nehmen wollten, und wenn die acht großen Götter Indiens ihre Blicke nicht von uns und von ihrer Frau abwenden, so werden wir in neun Monaten einen Braminen in unserer Familie haben.

— Verzeihung! Verzeihung! rief ich aus, ich halte durchaus nicht darauf, einen Braminen in meiner Familie zu haben. Ich bin nicht faul, und die Mühe, welche sich unser heiliger Mann gibt, hätte ich mir mit Vergnügen selbst gegeben. Ich bin nicht König des Landes, und betrachte es dem zu Folge nicht als eine Ehre, daß sich in der ersten Nacht meiner Hochzeit ein Priester mit meiner Frau einschließt. Ich werde weder dem Vogel Garruda, noch der Kuh Kamaderu, noch dem Baume Kalpa, noch Indra, noch Brama, noch Siva, noch Wishnu danken, aber ich werde Ihrem Schuft von Braminen die Rippen zerschlagen, der seine Nichte verbrannt hat, nachdem er bei dem Wasser des Ganges geschworen, daß er sie nach Haus zurückführen würde.

Und indem ich diese Worte sagte, ergriff ich einen Bambus, fest entschlossen, meine Drohung in Ausführung zu bringen.

Aber auf das Geschrei Nachors eilten die ganzen Hochzeitsgäste herbei; als ich das sah, warf ich meinen Bambus weg und eilte in ein Kabinet, dessen Thür ich hinter mir verschloß.

Dort konnte ich meinem Zorne freien Lauf lassen. Ich stürzte mich auf den mit Matten bedeckten Fußboden, und wälzte mich, indem ich tüchtig schwor und fluchte. Indem ich mich wälzte, indem ich schwor, indem ich fluchte, befand ich mich zwischen Armen, die mich umschlangen und an einem Munde, der mich küßte.

Das verwunderte mich nicht zu sehr. Unter meinen Sclavinnen der vierten Kaste, das heißt unter der Kaste der Sudras, befand sich ein hübsches Mädchen von vierzehn bis fünfzehn Jahren, das ich zuweilen wie meine Ratten fangenden Schlangen in meinem Bette gefunden hatte, und die ich, wie ich sagen muß, mit mehr Vergnügen darin angetroffen hatte.

Diese Treue in meinem Unglücke, an demselben Abende, wo ich das arme Mädchen gänzlich vergessen hatte, rührte mich.

— Ach! meine arme Holaoheni, sagte ich zu ihr, ich glaube, daß wirklich ein Zauber über mir und meinen Frauen obwaltet. Ich schwöre daher auch, mich künftighin nicht mehr zu verheirathen, und wenn ich eine schöne Geliebte, wie Du, habe, mich auf sie zu beschränken.

Bayerische Staatsbibliothek München

Nimm daher, und ich erwiderte ihr den Kuß, den sie mir gegeben hatte.

—Ah! äußerte sie nach Verlauf von fünf Minuten.

—Den Henker! rief ich aus, das ist Holaoheni nicht, wer ist es denn? Ach! mein Gott! mein Gott! wäre es wieder . . .

Und jener wohlbekannte Schweiß, den ich bereits bei drei ähnlichen Umständen bestätigt habe, stieg mir wieder auf die Stirn.

—Ei ja! Undankbarer! ich bin es wieder, ich bin es immer; ich bin es, die nicht ermüdet, wenn sie auch zurückgewiesen, beleidigt, betrogen wird, und die jedes Mal zurückgekehrt, wenn ich Dir eine angenehme Nachricht mitzutheilen habe.

—Gut! äußerte ich, indem ich mich aus ihrer ehelichen Umschlingung losmachte, die angenehmen Nachrichten sind bekannt, Sie kommen, mir zu melden, daß ich Vater eines dritten Kindes bin, nicht wahr?

—Das ich zum Gedächtnisse des Tages, wo ich gekommen bin, Sie zu benachrichtigen, daß Ihre dritte Frau Sie betröge, Philipp genannt habe. Heute habe ich nicht nöthig gehabt, Sie zu warnen, Sie haben es selbst bemerkt, mein armer Freund!

—Ah so! rief ich unwillig aus, das ist sehr schön, aber jetzt habe ich drei Söhne auf dem Rücken, ich meine, daß das wohl genug sei.

—Ja,, und Sie mögten eine Tochter haben, sagte die Buchold; wohlan! wir haben heute den 20. Juli, den

Sanct Margarethentag, hoffen Sie, daß auf die Anempfehlung dieser guten Heiligen Ihre Wünsche erhört werden.

Ich stieß einen Seufzer aus.

—Jetzt, lieber Freund, fuhr sie fort, werden Sie begreifen, daß, wenn man eine Familie, wie die meinige hat, man nicht lange von seinem Hause abwesend sein kann, und wenn ich nicht den sehr ehrenwerthen Herrn, Van Tigel, Senator von Amsterdam gehabt hätte, der versprochen hat, unseren armen Philipp zu lieben und zu beschützen, wie als ob er sein eigener Sohn wäre, und der so gütig ist, während meiner Abwesenheit sich mit ihm und mit seinen Brüdern zu beschäftigen, so hätte ich Ihnen nicht einmal diesen kleinen Besuch abstatten können.

—Demnach also reisen Sie ab? sagte ich zu ihr.

—Ja, aber indem ich abreise, lassen Sie mich Ihnen einen Rath geben.

—Geben Sie.

—Sie sind bös auf diesen armen lieben Mann von Braminen, der, in der Meinung, Ihnen einen Dienst zu erweisen, ihre . . . . .

—Es ist gut, es ist gut.

—Rächen Sie Sich an ihm, das ist zu gerecht. Aber rächen Sie Sich auf eine geschickte Weise, wie man sich in diesem Lande hier rächt; rächen Sie Sich, ohne sich einer Gefahr auszusetzen. Sie sind Sich Ihrer Frau und Ihren Kindern schuldig.

—Ich sage nicht das Gegentheil . . . äußerte ich; der Rath ist gut. Aber wie mich rächen?

— O! mein Gott! Sie kennen die Worte des Evangeliums: „Suche und Du wirst finden." Suchen Sie und Sie werden finden. Sie haben ein ganz beladenes Schiff, eine gute Ladung, welche zwei bis drei Tausend Rupien in dem Lande werth ist, das Doppelte in Ceylon, das Dreifache in Java. Gehen Sie nach Trinquemale oder nach Batavia, und ich verspreche Ihnen einen sicheren Verkauf. Leben Sie wohl, lieber Freund, oder vielmehr auf Wiedersehen, denn ich fürchte sehr, daß Sie mich zwingen werden, noch eine oder zwei Reisen in das indische Meer zu machen. Glücklicher Weise bin ich nicht wie Mahomet, und wenn der Berg nicht zu mir kömmt, so gehe ich zu dem Berge. Apropos, vergessen Sie nicht bei der ersten Gelegenheit der heiligen Margaretha eine Kerze anzuzünden.

— Ja, sagte ich zu ihr ganz zerstreut, sein Sie unbesorgt . . . ich werde trachten, mich für Sie und für unsere Kinder zu erhalten . . . Und wenn ich auf meinem Wege eine Kapelle der heiligen Margaretha antreffe . . . Ah! ich habe es gefunden, rief ich aus.

Ich erwartete, daß die Bucholb mich fragen würde, was ich gefunden hätte, aber sie hatte sich bereits entfernt.

Was ich gefunden hatte, war meine Rache.

Ich rief einen meiner Sclaven, der sehr berühmt wegen seiner Art, die Schlangen zu bezaubern war, und ich versprach ihm zehn Farons, wenn er mir vor dem folgenden Morgen eine grüne Schlange brächte.

Eine halbe Stunde nachher brachte er mir die verlangte Schlange in einer Büchse. Es war das, was es

Bestes in der Art gab, ein wahres Halsband von Smaragden.

Ich gab ihm zwölf Farons, statt zehn, und er entfernte sich, indem er mich den acht großen Göttern Indiens anempfahl.

Was mich anbetrifft, so fing ich damit an, Alles das einzustecken, was ich an Münze, Kleinodien und Perlen hatte. Ich ging auf den Fußzehen nach dem Zimmer meiner Frau, und machte die Büchse, in welcher sich meine Natter eingesperrt befand, gerade über dem Pantoffel meines Braminen auf; das Thier, welches ein Nest fand, das für dasselbe gemacht schien, rollte sich ruhig darin zusammen, und ich ging nach meinem kleinen Schiffe, das sich in dem Hafen mit seiner Ladung Cardomome schaukelte.

Freilich verließ ich ein Haus, das zwölf Thaler, und ein Mobiliar, das acht Thaler werth war. Aber, meiner Treue! bei wichtigen Veranlassungen muß man einen kleinen Verlust zu ertragen wissen.

Meine Mannschaft, welche benachrichtigt war, daß sie von einem Augenblicke zum andern den Befehl erhalten würde, unter Segel zu gehen, war ganz bereit. Wir hatten daher nur die Anker zu lichten und die Segel aufzuspannen, was wir in aller Stille thaten.

Als der Tag anbrach, waren wir bereits mehr als zehn Meilen weit von der Küste.

Ich habe niemals von meinem großen Schurken von Braminen sprechen hören, aber es ist sehr wahrscheinlich, daß er in diesem Augenblicke für immer und seit ohnge-

fähr zwanzig Jahren von der Thorheit geheilt ist, seine Pantoffeln vor der Thüre zu lassen, wenn er irgendwo eintritt.

Meiner Treue, sagte der Vater Olifus, indem er die Leiche seiner zweiten Flasche betrachtete, ich glaube, daß der Rum uns im Stiche gelassen hat, und daß es Zeit ist, zu dem Arak überzugehen.

VIII.

Fünfte und letzte Heirath des Vater Olifus.

Wie man wohl begreifen wird, hatte der Erzähler die Erzählung seiner vier ersten Heirathen nicht mit einer Flasche Branntwein und einer Flasche Rum begossen, ohne daß das Andenken an die Vergangenheit, vermischt mit den gegenwärtigen Trankopfern, einige Gemüthsbewegung über seinen Bericht verbreitet hatte. Biard und ich waren daher auch überzeugt, daß, wenn er uns noch eine sechste oder siebente Heirath zu erzählen hätte, wir genöthigt sein würden, uns entweder zu Wächtern der Flasche Arak zu machen, oder das Ende der ehelichen Odyssee des Ulysses von Monikendamm auf den folgenden Tag zu verschieben.

Glücklicher Weise beruhigte er uns selbst, indem er, nachdem er seinen Schluck Arak getrunken, mit der Rückseite der Hand über seine Lippen fuhr und in dem Tone eines Mannes sagte, der eine Meldung macht:

Nun, was war diese Masse?

Ein Gelehrter hätte sich daran gemacht, das Problem zu lösen, und wäre verschlungen worden, bevor er es gefunden. Ich hatte diese Anmaßung nicht.

Ich sprang an das Steuerruder, legte es ganz Backbord; dann, da, ohne Zweifel von dem lieben Gotte gesandt, ein hübscher frischer Nord-Nord-West-Wind vorüber zog, so fing ich ihn in meinem Vorder- und Hintersegel zu gleicher Zeit auf, was unser Schiff wie einen erschreckten Widder springen ließ. So daß in dem Augenblicke, wo die Masse herabfiel, statt gerade auf uns herabzufallen, wie sie es zu thun drohte, sie unser Hintertheil streifte, und wir es nun waren, welche uns auf dem Berge befanden, statt in dem Thale zu sein.

Das, was uns beinahe vernichtet hätte, war eine ungeheure chinesische Jonke mit rundem Bauche, gleich dem einer Kürbisflasche, welche auf uns kam, ohne zu sagen: Habt Acht!

Ich hatte sowohl in Ceylon, als in Goa, einige Worte Chinesisch gelernt; es waren vielleicht nicht die höflichsten, aber es waren zuverlässig die kräftigsten. Ich ergriff mein Sprachrohr und sandte sie wie eine Salve den Unterthanen des erhabenen Kaisers zu.

Aber zu unserem großen Erstaunen antwortete Niemand.

Nun wurden wir gewahr, daß die Jonke auf träge Weise schwamm, wie als ob sich Niemand auf dem Verdecke befände, um sie zu leiten, kein Licht leuchtete weder aus den Stückpforten noch an dem Compaß, man hätte

glauben können, daß es ein todter Fisch, die Leiche des Leviathan sei.

Ohne zu rechnen, daß nicht ein Segel in dem Winde war.

Die Sache war ungewöhnlich genug, um unsere Aufmerksamkeit zu verdienen. Wir kannten die Chinesen als sehr nachlässig, aber so nachlässig sie auch sein mögen, so sind sie doch nicht gewöhnt, so ruhig zum Teufel zu gehen. Ich sah ein, daß dem Schiffe oder der Mannschaft irgend etwas Ungewöhnliches zugestoßen wäre, und da wir nur noch anderthalb bis zwei Stunden den Tag abzuwarten hatten, so manövrirte ich so, um mit der Jonke zu fahren, was nicht schwer war, da sie wie ein Ballen rollte, und nur eine Vorsichtsmaßregel zu treffen war, nämlich nicht an sie anzustoßen.

Ein einfaches Segel, das wir behielten, genügte, um uns vor diesem Unfalle zu bewahren.

Allmählig brach der Tag an; in dem Maße, als die Dunkelheit verschwand, versuchten unsere Augen irgend ein Leben in der ungeheuren Maschine zu erkennen, aber nicht ein Mann rührte sich; entweder war die Jonke leer, oder ihre Mannschaft schlief.

Ich näherte mich so viel, als es mir möglich war. Ich sprach alles das aus, was ich an chinesischen Worten wußte. Einer meiner Leute, der zehn Jahre in Macao gewesen war, sprach und rief gleichfalls, Niemand antwortete.

Nun beschlossen wir, um die Jonke herum zu fahren,

um zu sehen, ob dasselbe Schweigen an dem Steuerborde wie an dem Backborde herrschte.

Dasselbe Schweigen; nur hing von dem Steuerbord ein Fallreep herab. Ich manövrirte, um mich so viel als möglich dem ungeheuren Rumpfe zu nähern; es gelang mir, das Fallreep zu packen, und in fünf Minuten befand ich mich auf dem Verdecke.

Es war augenscheinlich, daß sich dort irgend etwas zugetragen hatte, was nicht angenehm für die Bewohner der Jonke war; zerbrochene Geräthe, wallende Fetzen von Zeug, hier und da Blutflecken; Alles deutete einen Kampf an, und einen Kampf, in welchem ohne allen Zweifel die Chinesen unterlegen waren.

Während ich auf dem Verdecke Musterung hielt, schien es mir, als ob ich erstickte Klagen aus dem Inneren dringen hörte. Ich wollte in das Zwischendeck hinabgehen, die Luken waren verschlossen!

Ich blickte um mich, und sah an dem Fuße der Spille eine Art von Brecheisen, das bestimmt schien, vortrefflich dem Zweck zu dienen, welchen ich mir vornahm. In der That, mit Hilfe eines Druckes sprengte ich die Fallthür einer der Luken, und das Licht drang in das Zwischendeck.

In derselben Zeit, als das Licht hineinfiel, gelangten weit deutlichere Klagen bis zu mir. Ich gestehe, daß ich mit einem gewissen Zögern hinabging; aber auf der Hälfte der Leiter war ich beruhigt.

Auf dem Fußboden des Zwischendeckes lagen, wie Mumien geordnet, und wie Würste gebunden, ohngefähr

zwanzig Chinesen, welche mit mehr oder weniger Grimassen, je nachdem die Natur sie mit einem weniger oder mehr geduldigen Temperamente begabt hatte, an ihren Knebeln nagten.

Ich ging zu dem, welcher mir der Angesehenste schien, er war mit dickeren Stricken gebunden, und kaute an einem dickeren Knebel. Ehre dem Ehre gebührt.

Ich entledigte ihn seiner Bande und seines Knebels so schnell als ich es vermogte, er war der Eigenthümer der Jonke, der Kapitän Isin-Fong; er fing damit an, seine sehr aufrichtigen Danksagungen an mich zu richten, wie ich es zum Mindesten zu verstehen glaubte, dann bat er mich, ihm zu helfen, seine Gefährten ihrer Bande und ihrer Knebeln zu entledigen.

In weniger als zehn Minuten war das Werk beendigt.

In dem Maße, als ein Mann losgebunden und entknebelt war, eilte er in den untern Schiffsraum, wo er verschwand; ich war neugierig, zu sehen, was sie mit so vieler Eile in dem untern Raume des Schiffes machten, und ich sah die Unglücklichen, welche eine Tonne Wasser eingeschlagen hatten, und die aus ihr tranken.

Seit drei Tagen hatten sie weder getrunken, noch gegessen; da sie aber bei weitem mehr von Durst, als von Hunger gelitten hatten, so war es der Durst, mit dessen Stillung sie sich zuerst beschäftigten.

Zwei tranken so viel, daß sie daran starben; ein dritter aß so viel, daß er davon platzte.

Die Geschichte dieser unglücklichen Jonke, welche uns

anfangs so unbegreiflich geschienen hatte, war indessen ganz natürlich.

Des Nachts von malabarischen Seeräubern überfallen, war die Mannschaft nach einem kurzen Widerstande gefangen genommen worden.

Dieser Widerstand war es, von dem wir die Spuren auf dem Verdecke bemerkt hatten.

Dann, um in ihrem Handelsbesuche nicht gehindert zu werden, hatten die Seeräuber die Mannschaft gebunden, geknebelt, und ihren Kapitän an der Spitze in das Zwischendeck gelegt, worauf sie von der Ladung alles das genommen hatten, was ihnen zu nehmen angenehm war, indem sie einen Theil dessen, was sie nicht hatten mitnehmen können, verdarben oder ins Wasser warfen.

Hierauf, ohne Zweifel in der Hoffnung eine zweite Reise nach der Jonke zu machen, hatten sie alle Segel angeschnürt, welche sie weiter kommen lassen konnte, und hatten sie ihrem Schicksale überlassen.

In diesem Zustande wäre sie uns beinahe auf den Kopf gefallen.

Man wird die Freude des Kapitäns und seiner Mannschaft begreifen, als sie sich durch uns, oder vielmehr durch mich, nach drei Tagen der Angst aus ihrer sehr wenig angenehmen Lage befreit sahen. Man warf meinen Leuten eine Art von Leiter zu, von denen vier auf das Verdeck stiegen, während die beiden andern die Fischerbarke an das Hintertheil der Jonke befestigten, wo sie nicht größer schien, als ein Boot im Gefolge einer gewöhnlichen Brigg.

Als die Fischerbarke befestigt war, kamen die beiden letzten Leute meiner Mannschaft zu uns.

Es handelte sich darum, der chinesischen Mannschaft zu helfen, sich wieder in Stand zu setzen. Die Unterthanen des erhabenen Kaisers sind weder die herzhaftesten, noch die gewandtesten Seeleute der Erde, so daß sie lautes Geschrei ausstießen, große Anstrengungen machten, aber in Nichts weiter gekommen wären, wenn wir nicht ihre Arbeit vollzogen hätten.

Als die Arbeit vollbracht, die Verwundeten verbunden, die Todten in das Meer geworfen, die Jonke unter Segel war, beschloß man, daß, da die Ladung an Bord der Seeräuber übergegangen war, es unnöthig wäre, den Weg nach Madras fortzusetzen. Außerdem war der Kapitän Ising-Fong entschlossen, wieder umzukehren. Das kam daher, weil er in Madras eine Ladung Cardamome einzunehmen gedachte, und ich gerade mit Cardamome beladen war; nur wird man begreifen, daß das, was die Seeräuber zuerst besucht hatten, die Kasse des Kapitän Ising-Fong war. Da die Kasse sich nicht im Stande befand, mir die acht Tausend Rupien auszubezahlen, welche meine Ladung geschätzt war, so wurde verabredet, daß wir mit einander bis nach Manila segeln wollten, wo der Kapitän Ising-Fong einen Correspondenten hatte, und wo wir dem zu Folge, Dank dem Credite, den er von der Meerenge von Malacca bis zur Meerenge von Corea genoß, unsern Handel würden schließen können. Da ich keinen Vorzug für irgend einen Ort der Welt, und besonders nichts Persönliches gegen die Philippinen hatte, so

nahm ich den Antrag an, nur unter der Bedingung, daß ich über das Manöver berathen würde, weil ich durchaus keine Lust hatte, Bekanntschaft mit den Seeräubern zu machen.

Sei es nun aus Eigenliebe, oder sei es aus Mißtrauen, der Kapitän Jsing-Fong machte anfangs einige Schwierigkeiten. Als er aber gesehen hatte, daß, Dank meiner Manöver, seine Maschine, welche bis dahin wie ein Faß rollte, das Wasser wie ein Fisch zu spalten begann, faltete er die Hände über seinem Bauche, begann den Kopf auf und ab zu senken, sprach zwei bis drei Male die doppelte Sylbe aus Hi-o-hi-o, was sagen will, vortrefflich, und bekümmerte sich um Nichts mehr.

So daß wir ohne Unfall durch die Meerenge von Malacca kamen, daß wir ferner ohne Unfall durch den Archipel der Arambas fuhren, und daß wir, nachdem wir die kleine, wie eine Schildwache am Eingange der Bucht aufgestellte Jnsel Corregidor umsegelt, in die Mündung des Passig einfuhren, und wohlbehalten bei eingebrochener Nacht dem Lagerhause der Douane gegenüber vor Anker gingen.

IX.

Fünfte und letzte Heirath des Vater Olifus.

Der Bezoarstein.

Der Kapitän Tsing-Fong hatte mir kein eitles Versprechen gemacht, und gleich am Tage unserer Ankunft führte er mich zu seinem Correspondenten, einem reichen Cigarrenfabrikanten, der mir anbot, mir meine acht Tausend Rupien baar auszuzahlen oder mir für eine gleiche Summe Waaren zu einem Preise zu geben, um welchen er sie mir wegen der Ausdehnung seines Handels und der Vielfältigkeit seiner Geschäfte allein liefern konnte.

In der That, die Philippinischen Inseln können als die Niederlage der Welt angesehen werden; man findet dort das Gold und das Silber Perus, die Diamanten von Golkonda, die Topase, die Saphire und den Zimmet von Ceylon, den Pfeffer von Java, die Gewürznelke

und die Muscatnuß der moluckischen Inseln, den Campher von Borneo, die Perlen von Mannar, die persischen Teppiche, Benzoe und das Elfenbein von Camboie, Moschus von Liquios, die bengalischen Stoffe und das chinesische Porzellan.

Es war an mir, eine Wahl unter allen diesen Waaren zu treffen, und mich für die zu bestimmen, welche mir den sichersten und den schnellsten Nutzen zu bieten schienen.

Uebrigens, da Nichts mich beeilte, da ich einen ziemlich hübschen Gewinn aus meiner Cardamome gezogen, so beschloß ich, einige Zeit lang in Manila zuzubringen, und während meines Aufenthalts auf den Philippinen den Handelszweig zu studiren, der für einen Mann der einträglichste sein könnte, welcher, indem er mit Hundert und vierzig Franken angefangen, einige dreißig Tausend Livres baar in dem Handel anzulegen hatte.

Meine erste Sorge war, die beiden Städte zu besuchen:

Manila, die spanische Stadt;

Bidondo, die tagalische Stadt.

Die spanische Stadt ist eine Zusammensetzung von Klöstern, von Kirchen und von viereckigen ohne Ordnung gebauten Häusern, mit dicken und hohen Mauern, mit auf den Zufall hin gebrochenen Schießscharten, mit Gärten, welche sie von einander absondern; mit Mönchen, Nonnen, Spaniern in Mänteln bevölkert, die sich in schlechten Palankins tragen lassen, oder, die Cigarre im Munde, ernster Weise wie alte Castilianer aus der Zeit

Don Quichottes de la Manche gehen. Die Stadt, welche Hundert Tausend Einwohner enthalten kann, und die nur acht Tausend enthält, bietet daher auch einen höchst traurigen Anblick.

Das war es nicht, was ich bedurfte, und nachdem ich Manila besucht, indem ich dabei verächtlich den Kopf schüttelte, beschloß ich, Bekanntschaft mit Bidondo zu machen.

Am folgenden Morgen, nachdem ich meine Chokolade getrunken, ging ich daher nach der bürgerlichen Stadt, und in dem Maße, als ich mich ihr näherte, gelangte das in diesem Grabe, das man Manila nennt, gänzlich abwesende Geräusch des Lebens bis zu mir. Ich athmete weit freier, und ich fand das Grün weit frischer und die Sonne weit lichtvoller.

Ich beeilte mich daher auch, die Festungswerke und die Zugbrücke der militärischen Stadt zu überschreiten, und wie Jemand, der aus einem unterirdischen Gange kommt, befand ich mich plötzlich heiter, fröhlich und munter auf dem, was man die steinerne Brücke nennt. Dort begann das Leben, oder vielmehr von dort an war das Leben im Ueberflusse verbreitet.

Die Brücke war mit Spaniern in Palankins, mit zu Fuße gehenden Mestizen, die mit großen Sonnenschirmen versehen waren, mit Creolen, denen ihre Diener folgten, mit Landleuten, die aus den benachbarten Dörfern gekommen, mit chinesischen Kaufleuten und malaiischen Arbeitern überfüllt; das war ein Lärm, ein Geschrei, ein Buntdurcheinander, das zu sehen einem Manne Vergnügen machte,

der sich für gestorben halten konnte, da er zwei Tage lang in Manila begraben gewesen war.

Lebewohl daher der traurigen Stadt, Lebewohl den langweiligen Häusern, Lebewohl den edlen Herren, und guten Tag der fröhlichen Vorstadt, guten Tag Bidondo mit seinen Hundert und vierzig Tausend Einwohnern, guten Tag den eleganten Häusern, der geschäftigen Bevölkerung, guten Tag dem Kai, auf dem die Krahnen knarren, auf dem die Ballen der vier Enden der Welt rollen, an dem die chinesischen Jonken, die Piroguen von Neu-Guinea, die malaiischen Proas, die europäischen Briggs, Corvetten und Dreimaster vor Anker gehen. Dort gibt es keine Klassen, keine Ausschließungen, keine Kasten; der Mensch wird nach dem geschätzt, was er ist, er ist nach dem geachtet, was er besitzt; man erkennt ihn auf den ersten Blick an seinem Kostüme, bevor man ihn an seiner Aussprache erkennt. Malaien, Amerikaner, Chinesen, Spanier, Holländer, Madegassen, Indier sind beständig damit beschäftigt, den Strom der Eingebornen zu spalten. Dieser Ocean von Tagalen, Männern und Frauen, welche die Bevölkerung der Insel bildeten, als die Spanier sie eroberten, und die man, die Männer an ihrem fast normannischen Kostüme, an ihrem Hemde, das wie ein Kittel über das Beinkleid von Leinwand herabhängt, an ihrem nachlässig umgeschlagenen Halstuche, an dem Filzhute mit abgegriffenen Rändern, an den Schnallenschuhen, an dem Rosenkranze, der seinen Hals umgibt, und an der kleinen Schärpe, die er wie einen Plaid trägt, erkennt; die Frauen an ihren durch einen hohen spanischen

Kamm zusammengehaltenen Haaren, an ihrem nach hinten wallenden Schleier, an dem Kragen von weißer Leinwand, der auf ihrer Brust spielt, und den Theil des Körpers entblößt läßt, welcher sich unter dem Busen bis auf den Nabel erstreckt; an der bis an die Knöchel gewickelten Cambaye, an dem buntscheckigen, über der Cambaye gewickelten Teppiche, an den unmerkbaren Pantoffeln, welche den Fuß fast blos lassen, an der immer an ihren Lippen hängenden Cigarre, welche durch die Rauchwolke, die sie verbreitet, ihre Augen noch weit feuriger macht.

Ah! das war ganz das, dessen ich bedurfte. Gute Nacht, Manila! und, es lebe Bidondo!

Ich kehrte daher auch nur nach Manila zurück, um mein ganzes Gepäck nach Bidondo bringen zu lassen.

Der Correspondent meines chinesischen Kapitäns zollte meinem Entschlusse Beifall, der nach seiner Meinung der eines vernünftigen Mannes war; er hatte selbst ein Haus in Bidondo, wohin er des Sonntags kam, um sich von seiner Langenweile der Woche auszuruhen. Er bot mir sogar eine Art von kleinem Pavillon an, der zu diesem Hause gehörte, und die Aussicht auf den Kai hatte; aber ich wollte ihn nur als Miether annehmen, und wir kamen überein, daß ich ihn für dreißig Rupien jährlich, ohngefähr achtzig Franken, genießen und, wie man in Europa sagt, über sein Inneres und was dazu gehörte, verfügen würde.

Uebrigens wurde ich nach Verlauf von drei Tagen der Beobachtung gewahr, daß der Haupterwerbszweig des Tagalen der Hahnenkampf ist.

Es ist unmöglich, von dem einen Ende des Kais von Bidondo nach dem andern zu gehen, ohne auf zehn, fünfzehn, zwanzig, um zwei gefiederte Kämpen gebildete Gruppen zu stoßen, an deren Schicksal sich das Schicksal von zwei, drei, vier, fünf tagalischen Familien knüpft, denn nicht allein lebt eine tagalische Familie, welche einen Hahn von guter Rage besitzt, von dem Ertrage dieses Hahnes, sondern auch die Verwandten, und die Nachbarn, welche für den Eigenthümer des Hahnes wetten, leben auch noch zu gleicher Zeit, als er, durch ihn. Die Frau hat Schildkrötenkämme, goldene Rosenkränze, Halsbänder von Glas, der Mann Geld in seiner Tasche und die Cigarre im Munde; der Hahn ist daher auch das verzogene Kind des Hauses; eine tagalische Mutter bekümmert sich nicht um ihre Kinder, sondern um ihren Hahn; sie macht seine Federn glänzend, sie schärft seine Sporen. Was den Gatten anbetrifft, so vertraut er ihn in seiner Abwesenheit Niemand, nicht einmal seiner Frau an; geht er aus, so nimmt er ihn unter seinen Arm, geht mit ihm zu seinen Geschäften, und besucht mit ihm seine Freunde; begegnet er auf seinem Wege einem Gegner, so werden die Herausforderungen ausgewechselt und die Wetten geschlossen; die Eigenthümer setzen sich einander gegenüber, reizen ihre Hähne zum Kampfe an, und da ist ein Kreis gebildet, in dessen Mitte sich die beiden grimmigsten Leidenschaften des Menschen bekämpfen; das Spiel und der Krieg. Ah! meiner Treue! das Leben von Bidondo ist ein schönes Leben.

Es besteht bei den Tagalen ein anderer Gewerbs-

zweig, der ziemlich der Aufsuchung des Steines der Weisen gleicht, es ist der der Aufsucher des Bezoarsteines; nun aber hat die Natur, wie sie die Philippinen zur Niederlage aller Gifte der Welt gemacht, dort auch den Bezoarstein niedergelegt, der das Universalgegengift ist.

—Ah! bei Gott! äußerte ich, indem ich den Vater Olifus unterbrach, da Sie das Wort Bezoar ausgesprochen haben, so wäre es mir nicht unlieb, zu wissen, woran ich mich in dieser Beziehung zu halten habe. Ich habe, besonders in Tausend und eine Nacht, viel von dem Bezoar sprechen hören, ich habe die seltensten Steine gesehen, ich habe den blaßrothen Rubin, ich habe den ungeschliffenen Granat, ich habe den Karfunkel gesehen, aber ich habe vergebens gesucht, und niemals den Bezoar gesehen. Niemand hat mir jemals das geringste Stückchen davon zeigen können.

—Nun denn! ich, mein Herr, antwortete mir der Vater Olifus, ich habe ihn gesehen, ich habe ihn berührt, ich habe ihn sogar verschluckt, sonst würde ich nicht, wie Sie sehen werden, in diesem Augenblicke die Ehre haben, ein Glas Arak auf Ihre Gesundheit zu trinken.

Und der Vater Olifus schenkte sich in der That ein Glas Arak ein, das er in einem Zuge auf die Gesundheit Biards und auf die meinige austrank.

—Ah! begann er wieder, wir sagten also, daß der Bezoar besteht, aber es gibt auch noch drei Sorten Bezoar. Den Bezoar, den man in den Eingeweiden der Kühe findet, den Bezoar, den man in den Eingeweiden

der Ziegen findet, und den Bezoar, den man in den Eingeweiden der Affen findet.

Der Bezoar, den man in dem Bauche der Kühe findet, ist der am wenigsten kostbare. Zwanzig Gran dieses Bezoar sind nur so viel werth, als sieben Gran dessen, den man in dem Bauche der Ziegen findet, eben so wie sieben Gran des Bezoar, den man in dem Bauche der Ziegen findet, nur so viel werth sind, als ein Gran dessen, den man in dem Bauche der Affen findet.

Besonders in dem Königreiche Golkonda trifft man Ziegen an, welche den Bezoar erzeugen. Sind sie von einem besondern Geschlechte? Nein, denn unter zwei jungen Ziegen von derselben Mutter erzeugt die eine Bezoar, und die andere erzeugt keinen. Die Hirten haben nur nöthig, ihnen den Bauch auf eine gewisse Weise zu befühlen, um zu wissen, woran sie sich über diese Art von Fruchtbarkeit ihrer Ziegen zu halten haben; durch das Fell zählen sie in den Eingeweiden die Anzahl der Steine, welche sie enthalten, und erkennen, ohne sich jemals zu irren, den Werth dieser Steine. Man kann also den Bezoar wie das Korn auf dem Halme kaufen.

Nun hatte ein Handelsmann von Goa zu der Zeit, wo ich die Küste von Malabar bewohnte, eine merkwürdige Erfahrung gemacht. Er kaufte in den Gebirgen von Golkonda vier Bezoartragende Ziegen; er brachte sie Hundert und fünfzig Meilen weit von ihrem Geburtsorte, schlachtete auf der Stelle zwei davon, und fand noch die Bezoarsteine in ihrem Körper, die aber an Umfang abgenommen hatten. Zehn Tage nachher schlachtete er eine

andere. Bei der Untersuchung des Thieres erkannte man, daß es Bezoar getragen hatte, aber der Bezoar war verschwunden. Endlich schlachtete er die vierte nach Verlauf von einem Monate, und diese hatte keine Spur von dem kostbaren Steine mehr, der gänzlich verschwunden war.

Das könnte beweisen, daß es in den Gebirgen von Golkonda einen besondern Baum, oder ein besonderes Kraut gibt, dem die Kühe und die Ziegen die Bildung des Bezoar verdanken.

Wir sagen also, daß einer der Erwerbszweige der Tagalen darin besteht, auf die Jagd der Affen zu gehen, welche den Bezoar tragen, der im Verhältnisse und im Vergleiche mit den andern Bezoaren eben so kostbar ist, als es der Diamant in Bezug auf den Rheinkiesel, Straß oder Bergkrystall ist.

Ein einziger Bezoar von einem Affen ist Tausend, zwei Tausend, zehn Tausend Livres werth, da eine Prise geriebenen und in einem Glas Wasser aufgelösten Bezoar als Gegengift gegen alle die schrecklichsten Gifte der Philippinen, und selbst gegen den Upas von Java dienen kann.

Nun aber ist es unglaublich, welcher Gebrauch von Gift von Luçon bis nach Mindanao besonders zu den Zeiten der Cholera gemacht wird, weil, da die Symptome dieselben sind, man im Allgemeinen die Zeiten der Seuche benutzt, die Gatten, um sich ihrer Frauen zu entledigen, die Frauen, um sich ihrer Gatten zu entledigen, die Neffen ihrer Onkel, die Schuldner ihrer Gläubiger u. s. w., u. s. w., u. s. w.

Aber das Menschengeschlecht, welches sich in Bidondo am reichlichsten befindet, sind die Chinesen. Sie besitzen das schöne Quartier an den Ufern des Passig; ihre Häuser sind halb aus Stein, halb aus Bambus gebaut; sie sind schön, luftig, zuweilen außerhalb mit Malereien verziert, mit Gewölben und Läden im Erdgeschosse; und welche Läden, und welche Gewölbe! Sehen Sie, nur wenn man daran vorübergeht, steigt einem das Wasser in den Mund, ohne eine Menge kleiner Chinesinnen zu rechnen, welche vor ihren Thüren sitzen, und die, indem sie den Kopf bewegen, den Vorüberkommenden Augen zuwerfen . . . Kurz!

Da ich einem chinesischen Kapitän, einer chinesischen Schiffsmannschaft das Leben, und eine chinesische Jonke vom Untergange gerettet hatte, so war ich in Bidondo ganz empfohlen. Außerdem trieb der Correspondent des Kapitän Ising-Fong, der, welcher mir den Pavillon vermiethet hatte, den ich bewohnte, seinen Haupthandel mit den Unterthanen des erhabenen Kaisers.

Der erste Sonntag, an welchem er nach Bidondo kam, wurde mir gänzlich gewidmet. Er fragte mich, ob ich Jäger wäre. Auf jeden Zufall hin antwortete ich ihm mit ja. Er sagte mir also, daß er für den folgenden Sonntag mit einigen seiner Freunde eine Jagd verabredet hätte, und daß ich mich, wenn ich daran Theil nehmen wollte, um Nichts zu bekümmern hätte, indem ich bei meiner Ankunft auf dem Landhause dieses Freundes eine vollständige Jagdausrüstung finden würde.

Ich nahm es mit großem Vergnügen an.

Die Jagd sollte, indem man den Passig hinauffuhr, in der Umgegend eines reizenden Binnensees, die la Laguna genannt, statifinden.

Am folgenden Sonnabend brachen wir von Bidondo in einer mit sechs kräftigen Ruderern bemannten Barke auf, und ich stehe Ihnen dafür, es bedurfte deren nicht weniger, um den Passig hinaufzufahren.

Uebrigens war diese Spazierfahrt reizend; die beiden Ufer des Flusses boten nicht allein den mannigfaltigsten Anblick, sondern auch noch die zu unserer Rechten und zu unserer Linken den Fluß hinab- und hinauffahrenden Piroguen boten das reizendste Gemälde, das man sehen konnte.

Nach dreistündiger Fahrt hielten wir an einem hübschen Fischerdorfe an, dessen Bewohner des Abends den Ertrag des Fischfanges von dem Tage in Bidondo verkaufen, und das seine von dem Winde bewegten Reisfelder, seine Palmengruppen, seine Bambusgesträuche und seine Hütten mit spitzigen Dächern, welche in der Luft aufgehängten Käfichen gleichen, in dem Wasser spiegelt.

Dieser Halt hatte zum Zwecke, unsere Ruderer sich ausruhen, und uns selbst zu Mittag essen zu lassen. Als das Mahl eingenommen war, und unsere Ruderer sich ausgeruht hatten, begaben wir uns wieder auf den Weg.

Endlich sahen wir in dem Augenblicke, wo die Sonne unterging, den See Laguna, der dreißig Stunden im Umkreise hat, gleich einem unermeßlichen Spiegel vor uns glänzen.

Gegen sieben Uhr Abends fuhren wir in den See

ein; zwei Stunden nachher befanden wir uns bei dem Freunde unseres Correspondenten.

Der Freund unseres Correspondenten war ein Franzose Namens Herr de la Géronnière; seit fünfzehn Jahren bewohnte er an dem Ufer des Sees Laguna ein reizendes Gut Namens Hala-Hala. Er empfing uns mit einer ganz indischen Gastfreundschaft; als er aber erfuhr, daß ich ein Europäer von französischem Ursprunge wäre, als wir einige Worte in einer Sprache ausgewechselt hatten, welche er, ausgenommen in seiner Familie, nicht ein Mal des Jahres Gelegenheit fand, zu sprechen, verwandelte sich die Gastfreundschaft in ein wahres Fest.

Alles das ging um so besser, als ich weder den Hidalgo, noch den Aristokraten, noch den Großprahler spielte; ich sagte, Sie erzeigen mir viel Ehre, ich bin ein armer Matrose von Monikendamm, ein armer Barkenpatron von Ceylon, ein armer Handelsmann von Goa; man hat eine derbe aber offenherzige Hand; man hatte die Wahl, mich zu nehmen, oder zu lassen, und man nahm den Vater Olifus als das, was er war, das heißt, als einen wackeren Mann, der sich nicht ziert.

Am Abend war ich meinem Grundsatze getreu, das heißt, daß ich mich weder gegen die Flasche, noch gegen das Bett zierte; man hatte mich meine Abenteuer erzählen lassen, und meine Abenteuer hatten das größte Glück gemacht; nur hatten sie einen einfältigen Gedanken in dem Kopfe von dem Correspondenten meines Chinesen entstehen lassen, nämlich den, mich ein fünftes Mal zu verheirathen.

Aber ich erklärte ihm, daß ich in meiner Weisheit

fest beschlossen hätte, den Frauen nicht mehr zu trauen, da die schöne Nahi-Nava-Nahina, die schöne Inès und die schöne Amarou mich von dem Geschlechte geheilt hätten.

— Bah! sagte mir mein Correspondent, Sie haben unsere Chinesinnen von Bidondo noch nicht gesehen; wenn Sie dieselben gesehen haben, werden Sie anders darüber sprechen.

Daraus ging hervor, daß ich mich wider meinen Willen mit Heirathsgedanken zu Bett legte, und daß ich träumte, daß ich eine chinesische Wittwe heirathete, die einen so kleinen, so kleinen, so kleinen Fuß hatte, daß ich nicht glauben konnte, daß sie Wittwe wäre!

X.

Fünfte und letzte Heirath des Vater Olifus.

Die Jagd.

Um fünf Uhr Morgens wurde ich durch das Bellen der Hunde und das Schmettern der Hörner geweckt. Ich glaubte noch in dem Haag an einem Tage der Jagd König Wilhelms in dem Parke von Loo zu sein.

Durchaus nicht; ich befand mich ohngefähr vier Tausend Stunden weit von Holland an dem Ufer des Sees Laguna, und wir sollten in den Gebirgen der Philippinen jagen.

Das Wild, das wir verfolgen sollten, war der Hirsch, der Eber und der Büffelochs; das Wild, das uns vielleicht verfolgen würde, war der Tiger, das Krokodil, und die Ibitin.

Für den Tiger war ich gewarnt; wenn ich entweder

einen einzelnen Pfau, oder eine Schaar von Pfauen aufjagte, so mußte ich mich vor dem Tiger in Acht nehmen, der niemals fern ist. Was das Krokodil anbelangt, so handelte es sich jedes Mal, daß ich mich dem See nähern würde, darum, auf die an dem Ufer liegenden Baumstämme zu achten. Diese Baumstämme sind fast immer Krokodile, die einen sehr leichten Schlaf haben, und die uns bei einem Arme, bei einem Beine, oder bei einem Hinterbacken in dem Augenblicke erwischen, wo man an ihnen vorüber kömmt.

Was die Ibitin anbelangt, so ist es etwas anderes, sie ist eine dreißig Fuß lange Schlange, ein Geschwisterkind der Boa, die sich wie eine dicke Liane um die Bäume schlingt, regungslos bleibt, und sich dann in dem Augenblicke, wo man am Wenigsten daran denkt, auf den Hirsch, den Eber oder den Büffelochsen herabstürzt, ihn, Knochen und Fleisch, an einem Baume zermalmt, ihn im Zermalmen ausstreckt und ihn am Ende ganz verschlingt.

Es versteht sich von selbst, daß sie den Menschen nicht vernachlässigt, und daß sie, wenn die Gelegenheit sich dazu bietet, ohne Unterschied den Tagalesen, den Chinesen oder den Europäer verspeiset.

Für den Menschen ist das Mittel, sich von ihr zu befreien, sehr einfach, nur muß man es anzuwenden wissen; es genügt, an seinem Gürtel einen, wie ein Rasiermesser scharfen Hirschfänger zu tragen; da die Ibitin nicht giftig ist, und sich damit begnügt, ihre Beute zu ersticken, so steckt man zwischen sich und eine der Umschlingungen, welche sie um den Körper bildet, genannten Hirschfänger,

und, krack! indem man es zur Seite biegt, schneidet man sie in zwei Stücken.

In dem Augenblicke des Aufbruches umgürtete mich daher mein Wirth auch mit einem prachtvollen Hirschfänger, mit dem er bereits für seine Rechnung zwei oder drei Ibitins durchschnitten hatte.

Was die giftigen Schlangen anbelangt, so war es, da es keine Mittel gegen ihre Wunden gibt, nicht der Mühe werth, deren zu suchen.

Seit zwei Monaten hatte der Herr de la Géronnière eine liebenswürdige Tagalesin von sechszehn bis achtzehn Jahren verloren, von der er vermuthete, daß sie von einem Tiger fortgetragen, von einem Krokodile verzehrt oder von einer Schlange erstickt worden wäre.

So viel war gewiß, daß, eines Abends ausgegangen, die arme Schimindra nicht wieder zurückgekehrt war, und daß, welche Nachforschungen man seitdem auch angestellt, man Nichts von ihr hatte sprechen hören.

Ich gestehe, daß ich, als mein Wirth mir alle die Gefahren herzählte, welche wir auf unserer Jagdparthie des Tages laufen würden, fand, daß die Jagd ein sonderbares Vergnügen wäre.

Wir gingen zu Pferde bis nach dem Orte, wo das Treiben anfangen sollte. Dort stiegen wir ab, und begannen in den Wald zu dringen.

Das erste Wild, das ich aufjagte, war ein prachtvoller Schwarm Pfauen. Ich bemerkte mir den Ort genau, von dem sie aufgestiegen waren, machte einen großen Umweg, und hatte das Vergnügen, den Tiger nicht

zu stören, den mir der Aufflug dieser stolzen Vögel verkündete.

Nach Verlauf von zehn Minuten fiel ein Schuß. Herr de la Géronnière hatte einen Hirsch geschossen.

Ich meiner Seits hörte einen großen Lärm unter meinen Füßen, ich sah das Gestrüpp sich zehn Schritte weit von mir bewegen, und feuerte meinen Schuß auf den Zufall hin ab. Ich will nicht sagen, daß meine Kugel dem Eber begegnete, aber der Eber begegnete meiner Kugel.

Jedermann wünschte mir Glück, ich hatte einen prachtvollen Schuß gethan.

Ich hatte mit einem Schusse einen Einsiedler niedergestreckt. Es scheint, daß man so bei Ihnen die alten Eber nennt.

Ich machte mit dem Kopfe ein bejahendes Zeichen.

Man weidete meinen Eber aus, legte ihn auf die Schultern von vier Tagalesen, und forderte mich auf, meine Heldenthaten fortzusetzen, indem man mir versicherte, daß ich mit dem ersten Schusse Meister geworden wäre.

Es gibt Nichts, mein Herr, das dem Menschen mehr ins Verderben stürzt, als die Schmeichelei.

Jetzt, wo ich einen Eber geschossen hatte, schien es mir, als ob ich einen Tiger, ein Rhinozeros, einen Elephanten würde tödten können; ich setzte meinen Weg durch den Wald weiter fort, und wünschte Nichts mehr, als Leib gegen Leib mit allen Ungeheuern der Philippinen zu kämpfen.

In meinem Eifer bemerkte ich daher auch nicht, daß ich mich allmählig von der Jagd entfernte. Man hatte

mir gesagt, daß wir ohngefähr zwei Stunden lang Berg auf gehen müßten, und nach Verlauf von kaum drei Viertelstunden befand ich mich an einem Abhange.

Plötzlich hörte ich dreißig Schritte weit von mir ein schreckliches Brüllen.

Ich wandte mich nach der Seite um, von woher das Brüllen kam und erblickte einen Büffelochsen.

Ah! das war ein schöner Schuß. Nur, da mein Gewehr, ich weiß nicht warum, ein wenig in meinen Händen zitterte, so lehnte ich es an einen Baumzweig und drückte ab.

Kaum hatte ich abgedrückt, als ich zwei blutige Augen sah, welche auf mich zukamen, während die Schnauze des Thieres den Boden wie ein Pflug aufwühlte.

Ich feuerte meinen zweiten Schuß ab, aber statt die Schnelligkeit des Thieres zu mäßigen, schien mein zweiter Schuß sie zu steigern.

Ich hatte nur die Zeit, mein Gewehr wegzuwerfen, einen Zweig des Baumes zu ergreifen, unter welchem ich mich befand, und mich durch einen gymnastischen Schwung zu der Höhe dieses Zweiges zu erheben, von wo aus ich die oberen Zweige erreichte.

Aber dort angelangt, war ich weit davon entfernt, von meinem Büffelochsen befreit zu sein; da er mir nicht auf die Zweige meines Baumes folgen konnte, so begann er den Stamm desselben zu bewachen. Während der ersten zehn Minuten sagte ich zu ihm: Kehre um, kehre um, mein Guter, ich lache über Dich, geh.

Aber während der andern zehn Minuten fing ich an

zu bemerken, daß die Sache ernster wäre, als ich es anfangs geglaubt hatte.

Nach Verlauf einer Stunde ersah ich aus der Ruhe, mit welcher er seine Runde um den Baum herum machte, daß er entschlossen war, sich zu meinem Wächter zu machen, bis daß er mein Henker würde.

In der That, von Zeit zu Zeit erhob er den Kopf zu mir, blickte mich mit seinen blutigen Augen an, brüllte auf eine drohende Weise, und begann dann um meinen Baum herum zu grasen, wie um mir zu sagen: — Du siehst, ich habe Alles, was ich bedarf; Gras, um mich zu nähren, Morgen- und Abendthau, um meinen Durst zu stillen, während Du, da Du ein Fleisch fressendes Thier bist, und noch nicht die Gewohnheit angenommen hast, Dich mit Laub zu nähren, eines oder des andern Tages wirst herabsteigen müssen, und wenn Du herabsteigen wirst, so wirst Du unter meinen Füßen und zwischen meinen Hörnern eine schlimme Viertelstunde zubringen.

Glücklicher Weise ist der Vater Olifus ein Mann, der sich nicht lange besinnt, wenn es sich darum handelt, einen Entschluß zu fassen; ich sagte mir: — Olifus, mein Freund, je länger Du wartest, desto mehr wirst Du Deine Lage verschlimmern. Du wirst Deinem Büffelochsen eine Stunde geben, damit er sich davon macht, und wenn er sich in einer Stunde nicht davon gemacht hat, wohlan! wenn er sich nicht davon gemacht hat, so werden wir sehen.

Ich sah nach meiner Uhr, es war eilf Uhr. Ich

sagte: Gut, um zwölf Uhr haben wir es mit einander zu thun.

Wie ich es mir gedacht hatte, setzte der Büffelochs, statt den Baum zu verlassen, seine Schildwache fort, indem er von Zeit zu Zeit die Nase in die Luft erhob und aus allen seinen Kräften brüllte. Ich sah von zehn Minuten zu zehn Minuten nach meiner Uhr und trank einen Schluck aus meiner Kürbisflasche. Bei der fünfzigsten Minute sagte ich zu ihm: Nimm Dich in Acht, mein Freund, Du hast nur noch zehn Minuten, und wenn Du in zehn Minuten nicht allein aufgebrochen bist, so werden wir mit einander aufbrechen. Aber bei der neun und fünfzigsten Minute legte er sich, statt aufzubrechen, indem er seinen Kopf nach der Seite des Baumes ausstreckte, seine Nasenlöcher öffnete, und von Zeit zu Zeit rachsüchtige Blicke nach mir erhob, welche mir zu sagen schienen: O! wir haben eine Weile Zeit, nicht wahr, sei unbesorgt.

Ich hatte beschlossen, daß die Sache auf andere Weise verlaufen sollte. Bei der sechszigsten Minute verschluckte ich alles das, was mir noch an Raum in meiner Kürbisflasche blieb, einen guten Schluck. Ich nahm mein Jagdmesser zwischen meine Zähne, und hopp! sprang ich, indem ich meine Entfernung so berechnete, um zwei Schritte weit hinter ihm auf den Boden zu fallen, und ihn mit der linken Hand bei dem Schwanze zu packen, wie ich es die Torreros von Cadix und von Rio Janeiro es hatte machen sehen.

So flink der Büffelochs auch sein mogte, ich war

eben so flink als er, und als er wieder aufstand, war ich an seinen Schwanz geklammert. Er drehte sich zwei bis drei Male um sich selbst, was mir dazu diente, seinen Schwanz noch fester um meinen Arm zu wickeln. Nun, da ich sah, daß, so lange als ich fest an seinen Hintern geklammert bliebe, er mich nicht mit seinen Hörnern würde treffen können, begann ich mich ein wenig zu beruhigen, während er dagegen aus allen seinen Kräften zu brüllen begann; freilich war es vor Zorn.

—Warte! warte! sagte ich zu ihm, ah! Du brüllst vor Zorn, mein Freund. Wohlan! ich will Dich vor Schmerz brüllen lassen.

Und indem ich mein Jagdmesser nahm, stieß ich es ihm in den Bauch.

Ah! für dieses Mal hatte ich ihn, wie es scheint, an dem empfindlichen Orte getroffen, denn er richtete sich wie ein sich bäumendes Pferd auf, und sprang mit einem so unerwarteten Stoße voran, daß er mir beinahe den Arm ausgerissen hätte; aber ich hielt fest; ich ließ mich forttragen und durchbohrte ihn in einem fort mit meinem Hirschfänger. Das war ein Rennen, das ich Ihnen nicht zu machen wünsche. Sehen Sie, das dauerte eine Viertelstunde, und in einer Viertelstunde legte ich mehr als zwei Meilen durch Gestrüpp, Moräste und Bäche zurück; es wäre eben so gut gewesen, an den Schwanz einer Locomotive gebunden zu sein. Und ich stieß immer zu, indem ich sagte: Ah! Schurke! ah! Schuft! ah! Bösewicht! Du willst mich aufspießen! warte! warte! Er war daher auch nicht mehr wüthend, er war rasend, so rasend, daß

er, auf den Gipfel eines steilen Felsens gelangt, sich nicht besann und hinab sprang; aber ich hatte den Streich gesehen, und ließ ihn los. Ich blieb oben stehen, während er plumps! plumps! plumps! hinabrollte.

Ich streckte den Kopf vor, blickte über den Felsen; mein Thier lag todt in dem Abgrunde ausgestreckt. Was mich anbelangt, so muß ich wohl sagen, daß mir es eben nicht besser war; ich war zerschlagen, erschöpft, zerfleischt, mit Blut bedeckt; nur hatte ich Nichts gebrochen.

Ich stand, so gut ich es vermogte, wieder auf, hieb einen kleinen Baum ab, um mich darauf zu stützen, und ging nach einem Bache, den ich Hundert Schritte weit von mir durch die Bäume glänzen sah.

An dem Ufer angelangt, kniete ich nieder und begann mir das Gesicht zu waschen, als ich eine Stimme hörte, welche auf Französisch rief: — Zu Hilfe! zu Hilfe! zu Hilfe!

Ich wandte mich nach der Seite um, von woher diese Rufe kamen, und sah ein junges, so ziemlich nacktes Mädchen, das mit ausgebreiteten Armen, und indem sie Zeichen des heftigsten Schreckens von sich gab, auf mich zu kam. Sie war von einer Art von Neger verfolgt, der einen Stock in der Hand hielt, und der mit einer solchen Behendigkeit lief, daß er, obgleich er mehr als Hundert Schritte weit von ihr war, sie in einem Augenblicke eingeholt, sie in seine Arme geschlossen und sie nach dem größten Dickicht des Waldes fortgetragen hätte.

Der Anblick dieses jungen Mädchens, das in französischer Sprache um Hilfe rief, der schmerzhafte Ausdruck,

mit dem sie mich zu Hilfe gerufen hatte, die Rohheit dieses Elenden, der sie auf seine Schulter geladen hatte und sie nach der Tiefe des Waldes forttrug, Alles trug dazu bei, mir meine Kräfte wieder zu geben; ich vergaß meine Ermüdung und eilte ihm auf seiner Spur nach, indem ich ausrief: — Halt! halt!

Aber als er sich nun auch verfolgt sah, verdoppelte der Entführer seine Energie. Trotz der Last, welche er trug, schien sein Lauf kaum gehemmt. Ich begriff nicht, wie ein Mensch mit einer solchen Kraft begabt sein könnte, und ich sagte mir im Stillen, daß in dem Augenblicke, wo wir uns begegnen würden, ich es wohl bereuen könnte, den fahrenden Ritter zu machen, wie ich ihn machte.

Inzwischen kam ich dem Neger kaum näher, und ich weiß nicht einmal, ob ich ihn trotz der Art von Wuth, welche ich darauf verwandte, ihn zu verfolgen, jemals eingeholt haben würde, wenn nicht die unglückliche Frau, die er forttrug, indem sie an einem Zweige vorüberkam, sich mit einer solchen Kraft an denselben geklammert hätte, daß ihr Entführer plötzlich stehen blieb, sie umschlang und sich alle Mühe gab, ihr den Zweig zu entwinden, während sie fortfuhr zu rufen: — Zu Hilfe! zu Hilfe! im Namen des Himmels, verlassen Sie mich nicht!

Ich war nur noch fünf und zwanzig bis dreißig Schritte von ihr, als plötzlich der Neger, welcher sah, daß er angegriffen werden würde, beschloß, zuerst anzugreifen, und indem er die Frau losließ, mit erhobenem Stocke auf mich zu kam.

In drei Sprüngen befand er sich mir gegenüber. Ich

stieß einen Ausruf des Erstaunens aus; das, was ich für einen Neger gehalten hatte, war ein Affe.

Glücklicher Weise hatte auch ich einen Stock, und da ich ihn ziemlich geschickt anzuwenden verstand, so setzte ich mich bald in Vertheidigungsstand, denn von dem Angreifenden war ich der Angegriffene geworden.

Was die Frau anbelangt, so hatte sie, so bald sie sich frei gefühlt, einen Kreis beschrieben und eine Zuflucht hinter mir gesucht, indem sie dabei ausrief: — Muth! Muth! mein Herr! befreien Sie mich von diesem Ungeheuer! verlassen Sie mich nicht!

Indem ich immerhin das Rad schlug, um zu pariren, und indem ich ihm Stöße auf die Brust versetzte, die ihn stöhnen, aber nicht die Lust verlieren ließen, betrachtete ich meinen Gegner genau. Er war ein großer, ganz behaarter Affe, der beinahe sechs Fuß groß war, einen grauen Bart hatte, und der den Stock mit einer Geschicklichkeit und einer Thätigkeit handhabte, welche ihm beinahe den Vortheil gegeben hätte. Glücklicher Weise für die Ehre der Wissenschaft geschah dem nicht so. Nach Verlauf von zehn Minuten des Kampfes begann er mit zerschmetterten Fingern, eingestoßenem Magen und blutender Schnauze sich zurückzuziehen; aber dieser Rückzug hatte nur zum Zwecke, einen Baum zu erreichen, auf den er rasch kletterte, nicht um sich auf demselben fest zu setzen, sondern um von seiner Höhe aus auf mich herabzustürzen. Glücklicher Weise sah ich die Bewegung, errieth den Plan, zog meinen Hirschfänger, und streckte ihn mit der ganzen Länge meines Armes über meinem Kopfe aus. Die beiden

Bewegungen des Angriffes von Seiten des Affen und der Vertheidigung von der meinigen waren gleichzeitig. Ich fühlte auf meinen Kopf eine Last fallen, die ich nicht zu ertragen vermogte, mein Gegner und ich rollten beide auf den Boden. Nur stand ich allein wieder auf, der Hirschfänger hatte ihm das Herz durchbohrt.

Das Thier stieß einen Schrei aus, biß mit seinen Zähnen in das Gras, wühlte mit seinen Nägeln den Boden auf, machte zwei bis drei krampfhafte Bewegungen, und verschied.

O! was die Jagd für eine schöne Sache ist! rief ich aus, wenn man mich jemals wieder dazu bringt, so soll mich der Teufel holen.

—Bedauern Sie denn, auf die Jagd gekommen zu sein? sagte hinter mir eine liebliche Stimme.

—O! mein Gott, nein, sagte ich, indem ich mich umwandte, da ich Ihnen habe nützlich sein können, mein schönes Kind. Aber wie der Teufel befinden Sie Sich in dem Walde? welches Vergnügen finden Sie daran, mit einem Affen zu leben? und woher kömmt es, daß Sie Französisch sprechen?

—Ich bin in dem Walde, weil ich dahin getragen worden bin; ich fand kein Vergnügen daran, mit einem Affen zu leben, da ich Sie zu Hilfe gerufen habe, um mich von ihm zu befreien, und ich spreche Französisch, weil ich Kammerjungfer bei Frau de la Géronnière war.

—Dann, rief ich aus, heißen Sie Schimindra?

—Ja.

—Sie sind dieses junge Mädchen, das vor jetzt bald zwei Monaten verschwunden ist?

—Ja; aber wie wissen Sie meinen Namen, wie wissen Sie mein Abenteuer?

—Bei Gott, weil Herr de la Géronnière mir Ihr Abenteuer erzählt und mir Ihren Namen gesagt hat.

—Sie kennen Herrn de la Géronnière?

—Ich jage mit ihm. Er befindet sich in dem Walde; aber in welchem Theile des Waldes? ich weiß es nicht, denn ich muß Ihnen gestehen, daß ich mich vollkommen verirrt habe.

—O! das darf Sie nicht beunruhigen, ich kenne meinen Weg.

—Warum sind Sie dann, da Sie Ihren Weg kennen, nicht nach der Wohnung zurückgekehrt?

—Weil dieses abscheuliche Thier mich weder bei Tage noch bei Nacht aus dem Gesicht verlor. Ich habe zwanzig vergebliche Versuche gemacht, um zu entfliehen, und wenn die Vorsehung Sie nicht an diesen Bach geführt hätte, so ist es wahrscheinlich, daß ich die Häuser der Menschen niemals wiedergesehen hätte.

—Nun denn! sagte ich zu ihr, wenn Sie mir folgen wollen, so lassen Sie uns so schnell als möglich die Häuser der Menschen wieder erreichen, da ich Ihnen gestehen muß, daß ich mich dort mehr in Sicherheit halte, als hier.

—Es sei, und ich bin bereit, Ihnen zu folgen; aber zuvor lassen Sie mich Ihnen ein Geheimniß sagen, in welchem Sie die Belohnung für die gute That finden werden, die Sie so eben vollbracht haben.

— Ah! Bah!

— Dieser abscheuliche Orang-Outang, von dem sie mich so eben befreit haben, gehört gerade diesem Affengeschlechte an, von dem Sie vielleicht haben sprechen hören, und aus dem man den reinsten Bezoar gewinnt.

— Wahrhaftig!

— Sie können sich davon überzeugen, während ich mit Hilfe einiger Cokosblätter die Verwirrung meiner Toilette herstellen werde.

Ich betrachtete die schöne Schimindra, deren sehr in Unordnung gerathene Toilette in der That nöthig hatte, wieder hergestellt zu werden, und ich gestehe, daß es nichts Geringeres bedurfte, als des Gedankens, daß diese Unordnung von einem Affen herrührte, um mir die Lust zu benehmen, sie noch zu vermehren.

Ich gab daher der schönen Schimindra einen Wink, daß sie sich der Ausbesserung hingeben könnte, welche sie wünschte, und begann voller Neugierde, Furcht und Hoffnung mit Hilfe des Jagdmessers, das mir an diesem Tage so wichtige Dienste erwiesen hatte, zu der Zergliederung meines Feindes zu schreiten.

Schimindra hatte mich nicht betrogen; ich fand in den Eingeweiden des Thieres einen schönen blauen Stein mit goldenen Adern von der Größe eines Taubeneies.

Das war einer der schönsten Bezoare, die man sehen konnte.

— Wenn ich Ihnen jetzt einen Rath zu geben habe, sagte Schimindra, so ist es der, sich gegen Niemand zu rühmen, daß Sie einen solchen Schatz besitzen, da Sie ihn

nicht lange besitzen würden, müßte man Sie auch ermorden, um Ihnen denselben zu nehmen.

Ich dankte Schimindra für den Rath, und da die Kokette sich eine hübsche Schürze von Cokosblättern gemacht hatte, da Nichts uns, weder den einen, noch die andere im Walde zurück hielt, da ich im Gegentheile das heißeste Verlangen empfand, ihn zu verlassen, so forderte ich Schimindra auf, mir zum Führer zu dienen, und den kürzesten Weg einzuschlagen, um nach der Pflanzung zurückzukehren.

Zwei Stunden nachher kamen wir in Hala-Hala zum großen Erstaunen, und besonders zur großen Freude aller Bewohner der Pflanzung an, welche mich wie Schimindra für verloren hielten, und die mich mit ihr zurückkehren sahen.

Ich erzählte meine Abenteuer, Schimindra erzählte die ihrigen, aber weder der eine noch die andere von uns sagte ein Wort von dem Bezoar.

XI.

Fünfte und letzte Heirath des Vater Olifus.

Vanly = Tching.

Acht Tage nachher war ich in Bidondo eingerichtet, und da ich durchaus einer Art von Haushälterin bedurfte, um sie an die Spitze meines Haushaltes zu stellen, so hatte ich die schöne Schimindra von Herrn de la Géronnière verlangt, der sie mir artiger Weise bewilligt hatte.

Meine Wahl war getroffen. Der Handelszweig, den ich zu treiben beschlossen hatte, war die Cigarre von Manila.

In der That, die Cigarre von Manila macht selbst in Europa der Havannacigarre ernste Concurrenz und in allen indischen Meeren wird sie ihr vorgezogen.

Was mir besonders diesen Gedanken eingegeben hatte, war, daß bei Herrn de la Géronnière die schöne Schimindra

mit dem Fache der Cigarren beauftragt war. Ich beschloß daher, damit der Nutzen weit wirklicher wäre, statt ganz fertige Waare zu kaufen, sie selbst anfertigen zu lassen, und Schimindra an die Spitze des Geschäftes zu stellen.

Nichts war leichter. Man baute eine Art von Schoppen in dem Garten; Schimindra nahm zehn junge Tagalesen an, von denen einige aus der königlichen Fabrik von Manila kamen, und von dem folgenden Tage an hatte ich das Vergnügen, mein Unternehmen in voller Thätigkeit zu sehen.

Dank der thätigen Aufsicht Schimindras, Dank ihrer Kenntniß des Geschäfts, hatte ich Nichts mehr zu thun, als spazieren zu gehen; das war es, was mich ins Verderben stürzte.

Es ist unglaublich, wie sehr ein hingeworfenes Wort, hätte es auch keinen gesunden Verstand, sich zuweilen in dem Kopfe festsetzt und darin Wurzel schlägt. Man wird sich jener Paar Worte erinnern, welche mein Correspondent bei dem Abendessen des Herrn de la Géronnière über die Chinesinnen und über diese fünfte, von ihm projektirte Heirath gesagt hatte; nun denn! es gab keinen Tag und besonders keine Nacht, wo ich nicht daran dachte. Kaum lag ich zu Bett, kaum hatte ich die Augen geschlossen, kaum war ich eingeschlafen, als eine wahre Prozession von Chinesinnen vor meinem Bette vorüberzog, indem sie mir Füße zeigten . . . Aber Füße, denen der Pantoffel Aschenbrödels zum Schlappen hätte dienen können, und was das Merkwürdigste dabei ist, daß ich Schimindra bei mir hatte, welche das war, was man eine wahre Schön-

heit nennen konnte, daß ich in meiner Cigarrenfabrik zehn kleine Schelminnen hatte, von denen die häßlichste mit ihren großen schwarzen Augen, mit ihren langen sammetnen Augenwimpern, mit . . . kurz, mit alle dem, was sie hatten, einem Pariser den Kopf verdreht hätten, und indem sie alles das hatten, träumte ich doch nur von Chinesinnen.

Daraus ging hervor, daß, sobald ich aufgestanden, ich in das chinesische Quartier ging, indem ich in alle Läden eintrat, Fächer, Porzelläne, Schirme erhandelte, hier ein Paar Worte Chinesisch, dort ein Paar Worte Cochinchinesisch lernte, alle Arten von Komplimente den kleinen Füßen kauderwälschte, welche mir in den langen Kleidern verborgen blieben, und des Abends weit entschlossener als jemals zurückkehrte, mir meine chinesische Laune zu gewähren.

Bei alle diesem hatte ich eine liebenswürdige kleine Theehändlerin angetroffen, welche einen der hübschesten Läden von Bidondo besaß, die mich besonders durch die Art und Weise angezogen hatte, mit welcher sie ihren Reis mit Hilfe jener kleinen Stricknadeln aß, die den chinesischen Damen zu Löffeln und Gabeln dienen; es war keine Geschicklichkeit mehr, es war Gaukelei, und ich glaube in Wahrheit, daß die schöne Vanly-Tching aus Koketterie Pilau bringen ließ, wenn Fremde da waren.

Beiläufig werden Sie bemerken, daß die beiden Worte: Vanly-Tching, zehn Tausend Lilien sagen wollen; Sie sehen, daß die Pathen meiner Chinesin Gerechtigkeit

widerfahren, und ihr einen Namen gegeben hatten, der in Uebereinstimmung mit ihrer Schönheit stand.

Ich zog bei meinem Correspondenten Erkundigungen über die schöne Chinesin ein; bei dem ersten Worte, das ich aussprach, erhob mein Correspondent seinen Finger zu der Höhe meines Auges, und rief aus:

— Ah! Schelm!

Was so viel sagen wollte, als: — Schön, schön, Sie haben keine unglückliche Hand, auf den ersten Blick den Finger auf diese gelegt zu haben; gut!

Ich verstand Alles das, und drang deshalb nur um so mehr in ihn; nun erfuhr ich, daß die schöne Vanly-Tching eine kleine chinesische Waise wäre, welche von einem berühmten Arzte aufgenommen worden sei, der verliebt in sie geworden, als sie noch nicht zwölf Jahre alt war, und sie geheirathet hatte, obgleich er fünfundsechzig alt war. Die Vorsehung hatte daher auch nicht gewollt, daß eine so unverhältnißmäßige Ehe lange dauerte. Nach Verlauf von drei Monaten war der gute Arzt an einer Krankheit gestorben, in welcher er selbst nicht klar gesehen hatte, aber er war sehr glücklich gestorben, denn nicht ein Mann konnte sich rühmen, in seiner Krankheit so verpflegt worden zu sein, wie er von seiner jungen und würdigen Frau verpflegt worden war; er hatte ihr daher auch Alles vermacht, was er besaß, was sich auf zwei bis drei Tausend Rupien belief. Das war eine sehr armselige Belohnung für die Aufopferung, welche die Wittwe während der Krankheit entfaltet hatte, und besonders für den Schmerz, den sie nach dem Tode hatte ausbrechen lassen.

Nur hatte die junge Wittwe mit diesen drei Tausend Rupien, die sie geerbt hatte, in dem am wenigsten scheinbaren Quartiere der Stadt einen kleinen Handel mit Fächern gegründet, der durch ihre Sparsamkeit und ihre Umsicht auf eine wunderbare Weise zu gedeihen begann.

Was aber besonders merkwürdig bei der vorzeitigen Wittwenschaft der schönen Vanly-Tching war, ist, daß sie, statt auf alle die Anträge der Eleganten von Vidondo zu hören, statt durch irgend eine Unvorsichtigkeit den Ruf von Sittsamkeit zu verlieren, den sie sich erworben hatte, niemals andere Aufmerksamkeiten, als die eines alten Mandarinen, eines Freundes ihres Gatten, annehmen wollte, welcher alle Tage kam, um mit ihr den Verlust zu beweinen, den sie erlitten hatte. Aus diesen täglichen Besuchen ging hervor, daß die Wittwe und der Mandarin die Gewohnheit annahmen mit einander zu weinen; die eine über ihren Gatten, der andere über seinen Freund, so daß man eines Morgens erfuhr, daß die beiden Untröstlichen sich verheirathen würden, um den Seligen mehr nach ihrer Bequemlichkeit zu beweinen.

Ein Jahr nach dem Tode ihres ersten Gatten hatte die schöne Vanly-Tching also den Mandarin geheirathet; aber sobald sie einmal vereinigt, sobald sie sich einmal vom Morgen bis zum Abend einander gegenüber befunden, scheint es, daß die beiden Neuverehelichten so viel weinten, so viel weinten, daß der Mandarin, der fünfzig Jahr alt war, diesem Strome von Thränen nicht zu widerstehen vermogte, und daß er nach Verlauf von zwei Monaten starb.

Die schöne Vanly-Tching, welche erst fünfzehn Jahre alt war, ertrug natürlicher Weise den Schmerz besser, so daß sie, obschon sie zugleich ihren ersten und ihren zweiten Gatten zu beweinen hatte, bald durch ihre Thränen weit schöner und weit strahlender als jemals wieder erschien.

Sie hatte von ihrem Mandarin fünf bis sechs Hundert Pagoden geerbt, so daß sie mit diesem Zuwachse von Vermögen in ein weit anständigeres Quartier ziehen, und einen weit ausgedehnteren Handel treiben konnte. Sie ging daher von dem Fächer zu dem Porzellan über, und der Ruf der schönen Handelsfrau begann sich in Bidondo zu verbreiten.

Dieser Ruf verbreitete sich dermaßen, daß der Civilrichter von Bidondo, der den ersten und den zweiten Gatten der schönen Vanly-Tching gut gekannt hatte, und der dem zu Folge hatte würdigen können, wie sehr der Doctor während der drei Monate, und der Mandarin während der zwei Monate, welche sie mit ihr gelebt hatten, glücklich gewesen waren, sich unter ihre Bewerber reihte, um sie zu trösten. Vanly-Tching erklärte, daß sie so schmerzlich betroffen wäre, daß sie die Sache für unmöglich hielte; aber der Civilrichter beharrte, und sie antwortete am Ende, daß sie es wohl versuchen wollte.

Die Verheirathung fand nach Verlauf von einem Jahr statt; denn, obgleich diese Frist nicht durchaus nothwendig ist, so war Vanly-Tching doch eine so treue Beobachterin der Schicklichkeit, daß sie um Nichts auf der Welt hätte versuchen mögen, sich vor dem Ziele zu trösten. Aber der Civilrichter hatte nicht die Freude, zu einer vollständigen

tröstung zu gelangen, da er ohngefähr einen Monat nach seiner Verheirathung, am Morgen nach dem Tage, wo er eine ziemlich beträchtliche Summe von einem entfernten Verwandten geerbt, den er in Macao hatte, und wo er einigen Freunden ein Mittagessen gegeben, um dieses glückliche Ereigniß zu feiern, an einer Unverdaulichkeit an Schwalbennestern starb.

Bevor er aber starb, erklärte er, daß der letzte Monat der glücklichste seines Lebens gewesen wäre. Da er gerade die Summe eingenommen hatte, als er erfuhr, daß die Summe ihm vermacht worden wäre, so konnte die schöne Wittwe, Dank dieser Einnahme, ihren Handel ausdehnen, und in der Hauptstraße von Bidondo den prachtvollen Theeladen gründen, in welchem ich sie hatte den Kopf bewegen und Reis essen sehen.

Wie Sie wohl begreifen werden, verdrehten alle diese Auskünfte mir vollends den Kopf. Die schöne Vanly-Tching war sehr oft Wittwe, aber sie war so wenig verheirathet gewesen, daß sie nothwendiger Weise die Huri sein mußte, von der ich so angenehm geträumt hatte. Ich eröffnete daher meinem Correspondenten das sehr lebhafte Verlangen, das ich empfand, ihr vierter Gatte zu werden, und sie zu meiner fünften Frau zu nehmen.

Man sagt den Frauen nie etwas Neues, wenn man ihnen sagt, daß man sie liebt, weil sie unsere Liebe immer vor uns bemerkt haben. Die schöne Vanly-Tching zeigte daher auch kein Erstaunen bei meiner Bewerbung, sondern antwortete, daß sie es erwartet hätte.

Diese Geistesstimmung, in welcher sie sich befand, er-

laubte ihr sogar, mich nicht auf ihre Entscheidung warten zu lassen. — Ihre Entscheidung war günstig, ich mißfiel ihr nicht; da sie aber immer die Eigenliebe gehabt hatte, wegen ihrer selbst geliebt zu sein, so hielt sie darauf, daß ich ihr eine kleine Berechnung meines Vermögens aufstellte. Wenn mein Vermögen dem ihrigen gleich käme oder es überstiege, so würde sie an meine Liebe glauben; wenn aber mein Vermögen geringer wäre, so würde sie glauben, daß eine niedrige Habgierde, und nicht die Liebe mich handeln ließen.

Das schien mir vernünftig geurtheilt. Ich ließ sie fragen, ob sie wünsche, daß ich meine Rechnung in Franken, in Rupien oder in Pagoden aufstellte; sie antwortete mir, daß ihr das gleich wäre, da sie mit der Rechnungsweise aller Länder vertraut sei. Da ich im Rechnen weniger stark war, als sie, so zog ich die Franken vor, und sandte ihr am folgenden Tage folgende Berechnung:

Genaue Aufstellung von dem, was Hieronymus Franz Olifus in Indien gewonnen hat und von dem, was er besitzt.

In Ceylon mit dem Perlenfischfange	Fr. 13 500
In Goa mit dem Früchtehandel	„ 7,400
In Calicut mit dem Anbau von Cardamome	„ 22,500
In Bidondo Cigarrenfabrik	. . . .

Dieser letzte Punkt war der Erinnerung wegen aufgeführt. Die Untersuchung des Nutzens war noch nicht gemacht, war aber leicht zu machen. Summa: Fr. 43,400.

Sie sehen, daß das eine ziemlich hübsche Summe war, und daß ich seit den vier Jahren, seit welchen ich Monikendamm verlassen, meine Zeit nicht verloren hatte.

Sie machte gleichfalls ihre Berechnung und sandte sie mir.

Hier ist sie:

Aufstellung dessen, was Vanly-Tching, die Theehändlerin von Bidondo, in den verschiedenen von ihr ausgeübten Handelszweigen erworben hat.

In dem Handel mit Fächern	Fr. 4,000
In dem Handel mit Porzellan	„ 17,000
In dem Handel mit Thee	„ 22,037
„Summa:	Fr. 43,037."

Man sieht, daß bis auf 363 Franken unser Vermögen gleich war; ich hatte sogar den Vortheil, da ich nahe an zwei Mal Hundert Tausend Cigarren zum Liefern bereit auf dem Lager hatte.

Aber, ich gestehe, statt stolz auf diesen Vorzug zu sein, war ich glücklich, einige Geldüberlegenheit über die schöne Vanly-Tching zu besitzen, um alle die physischen Ueberlegenheiten auszugleichen, welche sie über mich hatte.

Als diese Ueberlegenheit aufgestellt und es deutlich dargethan war, daß ich Vanly-Tching wegen ihrer schönen Augen und nicht wegen der schönen Augen ihrer Kasse heirathete, wurde die Hochzeit in drei Monaten und sieben Tagen festgesetzt, was Stunde vor Stunde der Ablauf

der Trauerzeit für den dritten Gatten der schönen Vanly-Tching war.

Sie hatte das Zartgefühl gehabt, indem sie dabei dem Gedächtnisse des Civilrichters getreu blieb, mich keine Minute warten zu lassen.

XII.

Fünfte und letzte Heirath des Vater Olifus.

Die Cholera.

Das Gerücht von meiner bevorstehenden Verheirathung mit Vanly=Tching war bald in Bidondo verbreitet, und machte natürlicher Weise einen verschiedenen Eindruck auf die Bewohner dieser Stadt, die seit zwei bis drei Jahren daran gewöhnt waren, sich um das geringste Treiben der schönen Chinesin zu bekümmern. Die Einen tadelten sie, die Andern billigten sie; endlich schüttelten Viele den Kopf, indem sie sagten, daß der erste Gatte nach Verlauf von drei Monaten, der zweite nach Verlauf von zwei Monaten, der dritte nach Verlauf von einem Monate gestorben wäre, und daß ich, um die nekrologische Berechnung nicht Lügen zu strafen, wahrscheinlicher Weise in der ersten Nacht meiner Hochzeit sterben würde.

Aber die Person, welche die Sache am schmerzlichsten traf, war die arme Schimindra. Die Güte, welche ich für sie gehabt, hatte sie während einiger Zeit die Hoffnung fassen lassen, meine Frau zu werden. In einem Augenblicke der Verzweiflung gestand sie mir, bis wie weit ihr Ehrgeiz gegangen wäre; aber ich machte ihr bald und leicht begreiflich, welchen Vorzug die schöne Vanly-Tching, Wittwe eines Doctors, Wittwe eines Mandarinen, Wittwe eines Civilrichters, vor ihr hätte, die nur die Wittwe eines Affen wäre.

Es ging daraus hervor, daß Schimindra in ihre Demuth zurückkehrte, offen gestand, daß sie niemals daraus hätte hervorgehen sollen, und da sie wußte, daß ihre Nebenbuhlerin eine Aufstellung meines Vermögens von mir verlangt hatte, sich darauf beschränkte, mich flehentlich zu bitten, den in Rede stehenden Bezoar nicht in meinem Aktivstande aufzuführen.

Da mein Vermögen ohne den Bezoar dem meiner schönen Zukünftigen gleichkam und dasselbe sogar überstieg, so hatte ich keine Mühe, das zu versprechen, was Schimindra von mir verlangte, und der in einem kleinen ledernen Beutel an meinem Halse hängende Bezoar blieb fortwährend ein Geheimniß zwischen Schimindra und mir.

Ich war alle Abende zugelassen, meiner Zukünftigen den Hof zu machen, so daß die Zeit rasch verfloß; da ich wenig Chinesisch, und sie sehr wenig Hindostanisch, durchaus nicht Holländisch und durchaus nicht Französisch sprach, so fanden unsere Unterhaltungen besonders durch Geberden statt, was mir zuweilen eine Kühnheit des Ausdruckes

verlieh, welche ich nicht mit der Sprache gehabt hätte; aber ich muß zur Ehre der schönen Vanly-Tching sagen, daß sie den tugendhaften Ruf, den sie sich erworben hatte, unangetastet erhielt, und indem sie mir immerhin gewisse Kleinigkeiten ohne Wichtigkeit bewilligte, ließ sie mich niemals eine ernste Abschlagszahlung auf die Ehe nehmen.

Endlich kam der Tag herbei.

Zwei Tage zuvor hatte ich eine große Furcht empfunden; mehrere Cholerafälle waren in Cavite und einer oder zwei in Bidondo angezeigt worden, so daß ich fürchtete, daß die Gegenwart der Seuche Vanly-Tching bestimmen mögte, unsere Verheirathung aufzuschieben; aber die schöne Chinesin war ein Freigeist, und dieses Ereigniß hatte keinen Einfluß auf sie.

Der 27. Oktober war der wichtige Tag. Der 27. Oktober war ein Fest für die ganze Stadt Bidondo. Von dem Morgen an fand ein Gedränge vor der Thür von Vanly-Tching statt. Das war das vierte Mal, daß man die schöne Chinesin im Brautkostüme durch die Stadt ziehen sah, und man wurde es nicht müde, sie zu sehen.

Der Gebrauch ist, daß die chinesische Braut mit einem Gefolge von Musik und Gesang durch die Stadt zieht; das gleicht ziemlich, wie mir ein gelehrter Holländer gesagt hat, der Manila bewohnte, den alten griechischen Zügen; nur trägt die Braut bei ihrer ersten Verheirathung einen dichten Schleier zum Zeichen der Jungfräulichkeit über das Gesicht. Wenn sie zu einer zweiten, dritten oder vierten Ehe schreitet, so wird die chinesische Gattin mit entblößtem Gesichte herumgeführt.

Man führte daher meine Braut mit entblößtem Gesichte, und das zu meiner großen Zufriedenheit, denn ich hörte überall um mich herum sagen: Glücklicher Olifus, geh! Schelm von Olifus, geh! Spitzbube von Olifus!

Das Uebrige der Feierlichkeit gleicht sehr dem, wie es in Siam der Gebrauch ist. Wenn die Verlobten einig sind, so überreichen die Eltern des jungen Mannes den Eltern des jungen Mädchens sieben Schachteln Betel; acht Tage nachher kömmt der Verlobte selbst, und überbringt deren vierzehn; dann wohnt er in dem Hause des Schwiegervaters einen Monat lang, um seine Zukünftige zu sehen, und sich an sie zu gewöhnen, worauf an dem Tage, an welchem die Schließung der Ehe stattfinden soll, die Verwandten sich mit den ältesten Freunden versammeln, und in einen Beutel, der Eine Armbänder, der Andere einen Ring, der Andere Geld thun; einer von ihnen hält eine angezündete Kerze, trägt sie sieben Male um die Anwesenden herum, während alle Anderen lautes Freudengeschrei ausstoßen, indem sie den Verlobten ein langes Leben und eine vollkommene Gesundheit wünschen.

Hierauf kommt ein großes Festmahl, dem ein kleines Mahl unter vier Augen folgt, dem selbst die wirkliche Vollziehung der Ehe folgt.

Was Vanly und was mich anbetrifft, so hatten wir uns alle dieses Ceremoniels entbunden. Sie hatte mir die Kasse gezeigt, in welcher ihr kleines Vermögen enthalten war. Ich hatte ihr meine von dem Correspondenten meines chinesischen Kapitäns unterzeichneten Handelspapiere gezeigt, die nach Sicht und an den Ueberbrin-

ger zahlbar waren; wir vermachten uns jeder auf den letzten Ueberlebenden vierzig Tausend Franken, das war wohl eben so viel werth, als sieben Schachteln Betel und selbst vierzehn.

Was die Verwandten anbetrifft, so hatten wir deren weder der Eine noch die Andere. Die Ceremonie des Betels und der Armbänder, die der angezündeten und sieben Male um die Anwesenden herumgetragenen Kerze, die des Freudengeschreis, das uns ein langes Leben und eine vollkommene Gesundheit wünschte, wurde daher weggelassen.

Wir blieben bei einem großen Festessen und bei dem kleinen vertrauten Mahle stehen.

Das Festessen war prachtvoll, Vanly hatte es besorgt; es bestand aus den ausgewähltesten Gerichten, es gab dabei Mäuse mit Honig, Haifisch mit Kraftbrühe von Kellerwürmern, Würmer in Oel des Wunderbaumes, Schwalbennester mit gestoßenen Seekrebsen, Bambussalat, das Ganze mit Canchou benetzt, den mit ungeheuren silbernen Kaffeekannen beladene Diener uns jeden Augenblick einschenkten; man trank auf die Gesundheit des Kaisers von China, des Königs von Holland, der englischen Compagnie, auf unsere glückliche Verbindung, das alles, indem man die Tassen mit beiden Händen ergriff, und Tschin Tschin machte, das heißt, indem man den Kopf von der Rechten zur Linken und von der Linken zur Rechten, wie die Magots, bewegte, dann zeigte jeder den Boden der Tasse, um zu beweisen, daß sie leer wäre.

Während des Mittagessens schien die schöne Vanly mich voll Besorgniß anzublicken, und sprach leise mit ihren Nachbarn. Zwei bis drei Male redete sie mich an, um mich mit der sanftesten Stimme von der Welt zu fragen:

— Wie befinden Sie Sich, mein Freund?

— Sehr gut! antwortete ich ihr, sehr gut!

Aber trotz dieser Versicherung schüttelte sie den Kopf und stieß solche Seufzer aus, daß ich anfing über mich selbst besorgt zu werden, und daß ich beim Aufstehen vom Tische mich in einem Spiegel betrachtete.

Die Untersuchung beruhigte mich, ich strahlte vor Freude und Gesundheit.

Es scheint indessen, daß ich der Gesellschaft nicht so gesund schien, denn zwei oder drei Gäste kamen, bevor sie mich verließen, zu mir, um mich zu fragen:

— Leiden Sie etwa? Und trotz meiner verneinenden Antwort entfernten sie sich, indem sie mir auf eine betrübte Weise die Hand drückten.

Ich glaubte sogar mit leiser Stimme das Wort Cholera aussprechen zu hören; als ich aber fragte, ob irgend Jemand unserer Bekannten von der Cholera befallen worden wäre, antwortete man mir mit nein, und ich glaubte falsch verstanden zu haben.

Unter alle dem suchte ich meine schöne Braut, welche mit der Besorgniß in den Augen zu mir kam. Ich wollte sie über den Gegenstand dieser Besorgniß befragen; aber sie begnügte sich, mich anzublicken, sich abzuwenden, indem

sie eine Thräne abtrocknete und indem sie flüsterte: — Armer Freund!

Ich nahm Abschied von den Gästen, die es mich drängte verschwinden zu sehen, indem ich meine Nase an der ihrigen rieb, wie es der Gebrauch ist. Mein Correspondent war der letzte. Ich rieb ihm die Nase mit einem doppelten Eifer, weil, wie man sich erinnern wird, er es war, welcher der Vermittler meiner Verheirathung gewesen war, und da ich ihm mit einem schlauen Lächeln die schöne Vanly zeigte, welche ganz langsam nach dem Schlafzimmer ging, wohin ich ihr durch einen Wink andeutete, daß ich ihr folgen würde, sagte er zu mir:

—Sie würden besser thun, den Arzt holen zu lassen.

Und indem er die Augen gen Himmel erhob, entfernte er sich gleichfalls.

Ich wußte nicht mehr, was ich davon denken sollte. Es fiel mir indessen nicht ein, mich darum zu bekümmern, was alles das sagen wollte. Ich verschloß die Thür, und trat rasch in das Schlafzimmer ein.

Die schöne Vanly befand sich bereits an dem Tische, auf welchem ein reizendes, mit Blumen und Früchten untermischtes Mahl angerichtet war, indem sie sich damit beschäftigte, eine rosige Flüssigkeit aus einer Flasche in eine andere zu gießen.

Ich hatte nichts Einladenderes gesehen, als diese rosafarbige Flüssigkeit; man hätte sie für abgezogenen Rubin halten können.

—Ah! theure Freundin, sagte ich im Eintreten zu ihr, können Sie mir erklären, in was meine Lage, die

mir durchaus Nichts zu wünschen übrig läßt, Jedermann Mitleiden zu erregen scheint? Man frägt mich, wie ich mich befände, man frägt mich, ob ich mich nicht besser fühle; man gibt mir den Rath, den Arzt holen zu lassen, so daß ich auf Ehre jener Person eines französischen Lustspieles gleiche, das ich in Amsterdam habe spielen sehen, die alle Welt überreden will, daß sie das Fieber hat, und der man es so lange und so oft wiederholt, daß sie es am Ende glaubt, und nachdem sie Jedermann gute Nacht gewünscht, sich zu Bett legt.

—Ach! flüsterte Vanly, wenn Sie nur das Fieber hätten, so würde man Sie mit Chinarinde davon befreien.

—Wie! wenn ich nur das Fieber hätte! Aber ich habe kein Fieber, ich bitte Sie, es zu glauben.

—Mein lieber Olifus, sagte Vanly, jetzt, wo wir beide mit einander allein sind, jetzt, wo Sie nicht mehr nöthig haben, sich Zwang anzuthun, sagen Sie mir offenherzig, was Sie empfinden.

—Was ich empfinde? Ich empfinde das glühendste Verlangen Ihnen zu sagen, daß ich Sie liebe, und besonders es Ihnen zu . . .

—Und nicht den mindesten Magenkrampf? fragte Vanly.

—Nicht den mindesten.

—Nicht die mindeste Erkältung?

—Im Gegentheile.

—Nicht die mindeste Kolik?

—Sehen Sie doch! liebe Freundin, wenn ich die Cho-

lera hätte, so würden Sie keine anderen Fragen an mich richten.

—Wohlan! gerade, weil Sie das Wort ausgesprochen haben . . .

—Weiter?

—Man hat während dem Abendessen zu bemerken geglaubt . . .

—Was?

—Daß Sie die Farbe wechselten, daß Sie mehrere Male die Hand auf Ihren Magen legten, und daß späterhin . . .

—Ah! ich muß Ihnen sagen, daß ich mich zuerst nicht an den Anblick Ihrer Mäuse mit Honig habe gewöhnen können; nachher, sehen Sie, Ihre Kraftbrühe von Kellerwürmern . . . Wir sind an diese Kraftbrühen bei uns nicht gewöhnt. Endlich Ihr Oel des Wunderbaumes . . . Ihr Oel des Wunderbaumes . . . Aber das ist mit Hilfe von ein wenig Luft vergangen. Ah! das ist ein drolliger Einfall, zu glauben, daß ich gerade in meiner ersten Hochzeitsnacht die Cholera haben würde! Gut! gut! gut!

— Nun denn, mein lieber Freund, dieser Gedanke ist der von Jedermann gewesen, und ich bin vollkommen überzeugt, daß unter den dreißig Freunden, welche uns verlassen, neun und zwanzig überzeugt sind, daß Sie morgen früh todt sein werden.

— An der Cholera gestorben?

— An der Cholera.

— Ah! warum nicht gar!

— Dem ist so.

— Sagen Sie an, offenherzig . . . ist etwa? . . .

— He! he! . . .

O! o! mein Herr, es ist etwas Sonderbares um die Einbildung. Befühlte ich mir nicht, nachdem ich über Basilius gelacht, den man überredete, daß er das Fieber hätte, den Magen, befühlte ich mir nicht den Bauch, und war ich nicht ganz bereit zu glauben, daß ich bereits Krämpfe hätte, und daß ich Kolik bekommen würde?

In jedem Falle war etwas unbestreitbar, nämlich, daß ich erkaltete, o! aber sichtlich.

— Armer Freund, sagte Vanly zu mir, indem sie mich voller Mitleiden anblickte; glücklicher Weise hat das Uebel noch keine großen Fortschritte gemacht, und mein erster Gatte hat mir ein unfehlbares Heilmittel hinterlassen . . .

— Gegen die Cholera?

— Gegen die Cholera, ja.

— O! der würdige Mann! Wohlan! theure Vanly, die Gelegenheit bietet sich, Gebrauch von Ihrem Heilmittel zu machen.

— Ah! Sie gestehen also!

— Ja, ich fange an zu glauben. O! was ist das?

— Eilen Sie Sich, lieber Freund, eilen Sie Sich, da kömmt das Knurren im Leib.

— Wie! das Knurren im Leib?

Ich muß Ihnen sagen, daß das Wort in unserer Sprache bereits nicht übel barbarisch klingt, nicht wahr? aber im Chinesischen ist es noch weit ärger, so daß, als

sie mir sagte: Da kömmt das Knurren im Leib! es war, als ob sie mir gesagt hätte: „Da sind die Kosacken!“

—Das Knurren im Leib! wiederholte ich, indem ich mich auf einen Stuhl fallen ließ. Nun denn! theure Vanly, was ist dagegen zu thun?

—Sie müssen auf der Stelle ein Glas von diesem rothen Likör trinken, den ich zubereitete, als Sie eingetreten sind, und das, armer Olifus, in der Voraussicht dessen, was Ihnen zustößt.

—Dann geschwind das Glas, dann geschwind den rothen Likör. Ah! da kömmt das Knurren im Leib wieder. Geschwind, geschwind, geschwind.

Vanly schenkte den rothen Likör in ein Glas und überreichte es mir.

Ich nahm das Glas mit zitternder Hand, setzte es an meinen Mund, und stand im Begriffe den rothen Likör von dem ersten Tropfen bis zu dem letzten auszutrinken, als ich Vanly erbleichen und die Augen auf die Thür des Zimmers heften sah.

Zu gleicher Zeit hörte ich eine wohlbekannte Stimme, welche zu mir sagte:

—In des Himmels Namen, Olifus, trinken Sie nicht.

—Schimindra! rief ich aus, was der Teufel machen Sie hier?

—Ich komme, Ihnen das zu vergelten, was Sie für mich gethan haben, Ihnen das Leben zu retten.

— Ah! liebe Schimindra, Sie haben also auch ein Geheimniß gegen die Cholera?

— Ich habe kein Geheimniß gegen die Cholera, und dieses Geheimniß würde außerdem unnöthig sein.

— Wie! unnöthig?

— Ja.

— Ich habe also nicht die Cholera?

— Nein.

— Wenn ich nicht die Cholera habe, was habe ich denn sonst?

— Sie haben, — Schimindra blickte Vanly an, welche immer mehr erbleichte, — Sie haben eine Giftmischerin geheirathet, das ist Alles.

Vanly stieß einen Schrei aus, wie als ob sie eine Schlange gebissen hätte.

— Eine Giftmischerin? wiederholte ich.

— Wollen Sie etwa auf dieses Weib hören? fragte sie mich.

— Schimindra, meine liebe Freundin, äußerte ich, indem ich den Kopf schüttelte, es scheint mir, daß Sie ein wenig zu weit gehen.

— Eine Giftmischerin, wiederholte Schimindra.

Vanly wurde todtenbleich.

— Zählen wir die, welche Sie vergiftet haben, Madame, sagte Schimindra, und sehen wir, wie Sie dieselben vergiftet haben.

— O! kommen Sie, kommen Sie! Olifus! rief Vanly aus.

—Nein, bleiben Sie und hören Sie! sagte Schimindra.

Indem sie sich hierauf nach Vanly umwandte, sagte sie:

—Sie haben Ihren ersten Gatten, den Doctor, mit der Sanct Ignatiusbohne vergiftet, die in Mindanao so häufig ist, Sie haben Ihren zweiten Gatten, den Mandarin, mit dem amerikanischen Ticunas vergiftet. Sie haben Ihren dritten Gatten, den Civilrichter, mit der Vooara von Guyanna vergiftet. Endlich standen Sie heute Abend im Begriffe, Ihren vierten Gatten, Olifus, mit dem Upas von Java zu vergiften.

—Sie lügen, Sie lügen, rief Vanly aus.

—Ich lüge, sagte Schimindra, wohlan! wenn ich lüge, so trinken Sie diesen rosafarbigen Likör, den Sie Ihrem Gatten so eben unter dem Vorwande eingeschenkt haben, daß er die Cholera hätte.

Und sie nahm das Glas, das ich auf den Tisch gestellt hatte, und überreichte es Vanly.

Ich erwartete, daß Vanly ihr das Glas aus den Händen reißen, und das trinken würde, was es enthielte; aber durchaus nicht, sie wich zurück, erreichte im Zurückweichen die Thür, machte sie auf und entfloh.

Ich sprang ihr nach.

—O! theure Vanly, rief ich aus, fürchten Sie Nichts, kommen Sie zurück, ich glaube es nicht, es ist nicht möglich!

—Es ist nicht möglich? rief Schimindra voll Ver-

zweiflung darüber aus, daß ich ihr nicht glaubte, es ist nicht möglich!

—Nein, und wenn man mir keinen Beweis liefert . . .

—Und wenn man Ihnen einen Beweis liefert? rief Schimindra aus.

—Dam!

—Werden Sie glauben?

—Ich müßte es wohl.

—Sie werden glauben, daß dieses Weib eine Giftmischerin ist, nicht wahr?

—Ohne Zweifel.

—Und Sie werden sie nicht mehr lieben?

—Wie! ich werde sie nicht mehr lieben? Ich werde sie nicht allein nicht mehr lieben, sondern ich werde sie anzeigen, ich werde sie auch noch verfolgen, ich werde auch guillotiniren, hängen, viertheilen lassen.

—Sie schwören es?

—Ich schwöre es.

—Wohlan! sagte Schimindra, dieser Beweis, — hier ist er.

Und sie trank das Glas rosafarbigen Likör in einem Zuge, in einem Athem aus, bevor ich Zeit gehabt hatte zu sagen:

—Nun denn! aber was machen Sie denn?

Ich stieß nun auch einen lauten Schrei aus, denn am Ende hatte ich gegen die arme Schimindra durchaus Nichts, als diesen unglückseligen Affen . . . Aber mit

Ausnahme dieses Vorfalles liebte ich sie von ganzem Herzen.

—Jetzt, sagte sie, indem ste in meine Arme sank, werden Sie begreifen, warum man unter Ihren Gästen das Gerücht in Umlauf gebracht hatte, daß Sie von der Cholera befallen wären.

In der That, kaum hatte Schimindra diese Worte ausgesprochen, als ich sie erbleichen sah, und indem sie die Hand auf ihre Brust legte, Zeichen des heftigsten Schmerzes von sich gab.

XIII.

Fünfte und letzte Heirath des Vater Olifus.

Schluß.

Bei diesem Anblicke blieb mir kein Zweifel mehr übrig. Vanly war wirklich strafbar, und Schimindra war wirklich vergiftet.

Ich hatte nur noch einen Wunsch, nämlich den, die arme Frau zu retten, welche sich für mich geopfert hatte.

— Zu Hilfe! zu Hilfe! rief ich aus. Einen Arzt! einen Arzt!

Dann, da Niemand antwortete, weil Vanly ihre Vorsichtsmaßregeln getroffen hatte, und das Haus vollkommen verlassen war, machte ich das Fenster auf.

— Zu Hilfe! wiederholte ich, zu Hilfe! einen Arzt! einen Arzt!

Glücklicher Weise ging ein Lastträger auf dem Kai

vorüber. Er hörte meine Rufe, erkannte mich und stellte sich zu meiner Verfügung.

— Einen Arzt! rief ich ihm zu, indem ich ihm ein Goldstück zuwarf.

Er raffte das Goldstück auf, machte ein Zeichen mit dem Kopfe, und begann aus allen Kräften zu laufen. Fünf Minuten nachher kam er mit einer Art von Bonzen zurück, der die Arzneikunde umsonst für das Volk trieb, und der einen großen Ruf der Wissenschaft und der Heiligkeit unter den Leuten des Hafens hatte.

Aber obgleich kaum zehn Minuten seitdem verflossen waren, daß Schimindra das Gift getrunken, so hatte das Uebel doch bereits schreckliche Fortschritte gemacht. Das Athemholen war geräuschvoll und durch Schluchzen unterbrochen, die Muskeln des Unterleibes und der Brust fingen an sich zusammenzuziehen, der Mund wurde schäumend, der Kopf warf sich zurück und das Erbrechen begann.

Ich eilte dem Arzte entgegen, und führte ihn zu Schimindra.

— O! o! rief er aus, das ist eine Frau, welche die Cholera hat, oder . . .

Er zögerte.

— Oder? wiederholte ich.

— Oder die vergiftet ist.

— Mit was?

— Mit dem Upas von Java.

— Ganz recht, rief ich aus, ja, ja, sie ist mit dem

Upas von Java vergiftet worden. Welches Mittel gibt es dagegen?

—Es gibt kein Mittel dagegen, oder vielmehr, wenn es eines gibt . . .

—Weiter?

—Ist es so selten . . .

—Kurz, welches ist dieses Mittel?

—Man müßte Bezoar haben.

—Bezoar?

—Ja, aber keinen Bezoar von Kühen, keinen Bezoar von Ziegen . . .

—Bezoar von einem Affen?

—Ohne Zweifel, aber wo sich ihn verschaffen?

Ich stieß einen Freudenschrei aus.

—Hier, sagte ich zu ihm, hier.

Und ich nahm meinen Bezoarstein aus seinem ledernen Beutel.

Schimindra erhob den Kopf.

—Ah! sagte sie, er liebt mich also noch ein wenig!

—O! o! äußerte der Bonze, blauen Bezoar, wahren Affenbezoar.

—Ja, wahren, ich bürge Ihnen dafür, da ich ihn selbst geerntet habe; aber verlieren Sie keine Zeit, Sie sehen, Sie sehen. Und ich zeigte ihm Schimindra, welche sich in den Krämpfen des Todeskampfes wand.

—O! jetzt, sagte er, sein Sie ruhig, wir haben Zeit.

—Aber in fünf Minuten wird sie todt sein, rief ich aus.

— Ja, wenn sie in drei Minuten nicht gerettet ist.

Und in der That, der Bonze begann mit derselben Ruhe, wie er es mit einem Stück Zucker gemacht hätte, den Bezoar in ein Glas Wasser zu reiben.

Das Wasser nahm auf der Stelle eine schöne himmelblaue Farbe an, die sich allmählig in Regenbogenfarben verwandelte, und einen Schein von Gold zurückwarf.

Das war ohne Zweifel der Punkt, zu welchem das Gegengift gelangt sein mußte, denn, indem er mir einen Wink gab, Schimindra aufzuheben, steckte der Bonze zwischen ihre bereits durch die Krämpfe zusammengepreßten Zähne den Rand des Glases, das sie beinahe zerbrach.

Aber bei den ersten Tropfen, welche den Gaumen der Sterbenden benetzten, gaben die Muskeln nach, der Kopf schaukelte sich behaglich auf den Schultern, die steif gewesenen Arme sanken wieder an ihre Seite zurück, das Röcheln hörte auf, und eine leichte Feuchtigkeit perlte auf ihrer trockenen Stirn.

Schimindra trank das Glas aus.

Dann, als das Glas ausgetrunken war, sagte sie:

— O! mein Gott! Sie haben mich das Leben trinken lassen.

Indem sie nun einen letzten Blick auf mich warf, mir mit einem letzten Lächeln dankte, mich mit einer letzten Geberde zu berühren suchte, stieß sie einen Seufzer aus, schloß die Augen und verfiel in eine Schlafsucht, welche nichts Beunruhigendes hatte, da man unter diesem Scheine des Todes das Leben wieder entstehen fühlte.

Ich konnte sie nicht bei Vanly=Tching lassen, ich

wollte selbst nicht dort bleiben; mein Haus war nur fünfzig Schritte weit von dem, in welchem wir uns befanden. Ich schloß Schimindra in meine Arme, verließ mit dem Bonzen das Haus, verschloß die Thür und übergab den Schlüssel davon dem Bonzen, indem ich ihn bat, ihn auf der Stelle zu dem Civilrichter, dem Nachfolger des vorletzten Gatten Vanly-Tchings zu bringen, und ihm alles das zu erzählen, was er gesehen hätte, während ich Schimindra nach meinem Hause trüge, die nach der Aussage des Doctors nur noch eines ruhigen Schlummers bedurfte.

Dann, als ich Schimindra auf ihr Bett gelegt hatte, ging ich gleichfalls zu Bett.

Ihnen zu sagen, was sich in meinem Geiste zutrug, so bald einmal das Licht ausgelöscht war, und ich mich, von der Ermüdung besiegt, in jenem Zustande des Träumens befand, der noch nicht der Schlaf, und der bereits nicht mehr das Wachen ist, wäre unmöglich. Meine vier Frauen schienen sich an dem Fuße meines Bettes ein Rendezvous gegeben zu haben. Es war Nahi-Nava-Nahina, es war Donna Inès, es war Amarou, es war Vanly-Tching; indem sie mich Alle zurückforderten, mich zerrten, mich bei weitem eher nach der Weise der Furien, als mit den Manieren zärtlicher Gattinnen sich einander streitig machten, während die arme Schimindra, welcher der Tod ohne Zweifel Flügel gegeben hatte, über mir schwebte, mich nach ihren Kräften vertheidigte, indem sie sie zurückstieß, sie entfernte, sie fortjagte; aber aus der Thür geworfen, kehrte diese endlose Reihe von Gattinnen wieder

durch die Fenster zurück, warf sich wieder auf mein Bett, riß sich um mich, so daß ich mich in Stücken zergehen fühlte, und ich den Augenblick voraus sah, wo die eine mir einen Arm, die andere ein Bein, diese da ein Glied, jene da ein anderes nehmen würde.

Plötzlich ging die Thür auf, und ich sah etwas wie ein verschleiertes Gespenst erscheinen, vor dem meine vier indischen Frauen verschwanden, und welches, indem es Schimindra mit einer einzigen Geberde entfernte, sich ruhig neben mich zu legen kam.

Ah! meiner Treue, die zuletzt gekommene erwies mir einen so großen Dienst, daß ich mich in ihre Arme flüchtete, in denen ich nach einer Aufregung, die noch einige Augenblicke dauerte, entschlief.

Am folgenden Morgen erweckte mich der erste Strahl des Tages, indem er gerade auf mein Gesicht fiel; ich schlug die Augen auf, und stieß einen Ausruf der Ueberraschung aus.

Ich lag neben der Bucholo.

Aber neben der so bleichen, so veränderten Bucholo, daß ich nicht den Muth hatte, ihr Vorwürfe über ihren Besuch zu machen, so sehr schien sie mir nur noch kurze Zeit zu leben zu haben.

Außerdem erinnerte ich mich des Dienstes, den sie mir in der Nacht erwiesen hatte.

— Wie! Sie sind es? sagte ich zu ihr.

— Ja, ich bin es, welche, so leidend ich auch bin, nicht gezögert hat, Ihnen eine angenehme Nachricht zu überbringen.

—Ah! ja, Sie sind ins Kindbett gekommen? sagte ich zu ihr.

—Mit einem Mädchen, einem liebenswürdigen kleinen Mädchen; wie ich es Ihnen versprochen, habe ich sie Margaretha genannt.

—Und wer ist der Pathe von dieser da?

—O! Sie werden stolz auf ihn sein, mein Freund, es ist ein berühmter Professor der Universität von Leyden, der Doctor Van Holstentius.

—Ja, ich kenne ihn.

—Nun denn! er hat mir versprochen, das liebe Kind zu lieben, wie als ob er sein Vater wäre, aber . . .

—Aber, was?

—Ich fürchte sehr, daß, wenn ich nicht mehr da sein werde . . .

—Wie! wenn Sie nicht mehr da sein werden? haben Sie denn Monikendamm verlassen, um nicht mehr dahin zurückzukehren?

—Nicht doch, im Gegentheile, mein Freund, und ich werde ohne Verzug wieder abreisen, sein Sie unbesorgt; aber wir sind nicht unsterblich, und wenn ich zufälliger Weise sterben sollte, unsere armen Kinder . . .

—Werden sie nicht jedes seinen Pathen haben, der sie liebt, wie als ob er ihr Vater wäre, werden sie nicht den Bürgermeister Van Clief, den Ingenieur Van Brock, den ehrwürdigen Van Cabel, den Doctor Van Holstentius haben, u. s. w., u. s. w., u. s. w?

—Ach! antwortete die Bucholo, ich weiß durch das, was mir mit Ihnen selbst begegnet ist, wie sehr man

auf die Versprechungen der Männer bauen kann. Es lagen mehr eitle Versprechungen als Wirklichkeit in den von unseren berühmten Beschützern übernommenen Verpflichtungen, so daß ich jetzt ohne ihren Gevatter Simon Van Groot, den Hafenwächter von Monikendamm, nicht weiß, was aus mir, den Kindern, welche ich habe, und denen, die ich noch bekommen kann, werden würde.

—Wie! die Sie bekommen können? den wievielsten des Monats haben wir?

—Den 28. Oktober.

—Ja, aber welche Heilige, oder welcher Heilige ist der Patron dieses Tages?

—Zwei große Heilige, mein Freund; Sankt Simon und Sankt Judas.

—Ah! das ist zu stark, rief ich aus, dieses Mal werde ich nicht ohne Zwillinge davon kommen.

—In jedem Falle, sagte die Bucholb, werden es die letzten sein.

—Wie das?

—Ja, sehen Sie nicht, wie ich verändert bin?

In der That, diese Veränderung hatte mich, wie ich bereits gesagt habe, auf den ersten Blick überrascht.

—Es ist wahr, sagte ich zu ihr, was haben Sie?

Sie lächelte traurig.

—Glauben Sie, sagte sie, daß Reisen, gleich denen, welche ich mache, nicht ermüden? Ich habe Sie vier Male besucht, ohne Vorwurf gesagt; hin und zurück, ist das Etwas, wie zwei und dreißig Tausend Meilen; vier Male die Reise um die Welt; finden Sie denn viele Frauen,

welche eben so viel für . . . für einen Bösewicht von Mann thun, der nur daran denkt, sie zu betrügen? Ach!

Und die Bucholo vergoß einige Thränen.

Das, was sie mir da sagte, war so wahr, daß ich davon gerührt wurde.

—Nun denn! warum kommen Sie? fragte ich sie.

—Ei, weil ich Sie, am Ende genommen, liebe. Ach! wenn Sie in Monikendamm geblieben wären, hätten wir so glücklich sein können!

—Mit Ihrem liebenswürdigen Charakter! gehen Sie doch.

—Was wollen Sie? Was mir den Charakter verdorben hat, ist die Eifersucht. Und woher kam diese Eifersucht? von dem Uebermaße meiner Liebe. Nun denn, werden Sie jetzt, wo fünf Jahre verflossen sind, sagen, daß Ihre Reisen nach Amsterdam, nach Edam, nach Stavorin unschuldig waren?

Ich kratzte mich hinter den Ohren.

—Dam! antwortete ich, um nicht zu lügen.

—Sie sehen wohl, daß Sie im Unrecht waren. Was haben Sie mir Aehnliches vorzuwerfen?

—Nichts, ich weiß es wohl, so lange als ich dort gewesen bin.

—Aber ich meine, daß seitdem . . .

—Seitdem wird es ein wenig dunkel. Aber am Ende ist dagegen noch Nichts zu sagen, da zum Mindesten für mich der Schein vorhanden ist und die Daten übereinstimmen, nicht wahr?

—Tag vor Tag.

Ich stieß einen Seufzer aus.

—Ah! wahr ist es, sagte ich mit einer Rückkehr der Philosophie, daß man sehr weit geht, um das Glück zu finden . . .

—Ja, und damit man Frauen findet, nicht wahr? Lassen wir Ihre Frauen ein wenig die Musterung passiren.

—Nein, es lohnt nicht der Mühe, ich kenne sie; ich bin daher auch von der Heirath, oder vielmehr von den Heirathen geheilt.

—Ah! mein armer Freund, es geht Nichts über das Haus, über den Heerd, über die Kinder; kehren Sie zurück, und Sie werden Alles das finden, ausgenommen mich vielleicht.

—Gehen Sie doch!

—Ich weiß, was ich sage, äußerte sie, indem sie den Kopf schüttelte, und einen Seufzer ausstieß. Aber ich würde ruhig sterben, wenn ich die Hoffnung hätte, daß meine armen Kinder, in Ermangelung der Mutter . . .

—Es ist gut, es ist gut, machen wir uns nicht weich; man wird Alles das sehen; kehren Sie nach Haus zurück.

—Ich muß es wohl.

—Und melden Sie mich.

—O! wahrhaftig?

—Einen Augenblick Geduld, ich verpflichte mich nicht. Ich werde thun, was ich vermag, das ist Alles.

—Leben Sie wohl! ich reise in dieser Hoffnung ab.

—Gehen Sie, liebe Freundin. Wer leben wird, wird sehen.

—Ja, wer leben wird . . . Leben Sie wohl.

Und die Bucholb umarmte mich ein letztes Mal, stieß einen Seufzer aus uud entfernte sich.

Diese Erscheinung der Bucholb hatte einen ganz anderen Eindruck bei mir zurückgelassen, als ihre vorhergehenden Erscheinungen. Außerdem war, wie ich es ihr gesagt hatte, der Vergleich der holländischen Frauen mit den Chingulesischen, Spanischen, Malabarischen und Chinesischen Frauen nicht zum Vortheile dieser letztern; es gab also nur die arme Schimindra, welche dem europäischen Einflusse das Gleichgewicht halten konnte; aber, wie Sie begreifen werden, hatte sie die Geschichte mit dem elenden Affen gegen sich! . . .

Kurz, soviel ist gewiß, daß ich nur noch an Eines dachte, nämlich meine Angelegenheiten in Ordnung zu bringen und nach Europa zurückzukehren.

Bevor ich aber abreiste, war meine erste Sorge das Loos Schimindras zu sichern.

Ich überließ ihr meine Cigarrenfabrik, die in vollem Gange war, und den Rest meines Bezoars, der freilich angebrochen war, der aber angebrochen, wie er war, wohl noch zwei bis drei Tausend Rupien werth war, und das um so unbestreitbarer, als er erprobt worden war.

Was Vanly-Tching anbetrifft, so war sie verschwunden, indem sie ihre Kasse mitgenommen hatte, und wäh-

rend der fünf Monate, welche ich noch in Bidondo blieb, hörte Niemand von ihr sprechen.

Endlich, am 15. Februar 1829, ohngefähr sechs Jahre nach meiner Ankunft in Indien, verließ ich Bidondo, nachdem ich eine Summe von fünfundvierzig Tausend Franken zu baarem Gelde gemacht hatte, die mein chinesischer Correspondent einkassirte, indem er mir dagegen vortreffliche Wechsel auf die ersten Häuser von Amsterdam gab.

Wegen der Windstille, welche wir unter dem Aequator fanden, dauerte die Ueberfahrt lange und sechs Monate nach meiner Abreise von Manila meldete man das Kap Finisterre, dann umsegelten wir Cherbourg, dann fuhren wir in den Kanal, dann endlich gingen wir am 18. August 1829 in dem Hafen von Rotterdam vor Anker.

Ich hatte keinen Grund mich dort aufzuhalten; ich nahm daher noch am selben Tage den Wagen nach Amsterdam, hierauf, in Amsterdam angekommen, ein Schiff, das mich nach Monikendamm führen sollte.

Es war gerade das meines Freundes, des Fischers, der mich vor sechs und einem halben Jahre an Bord des Jean de Witt gefahren hatte, dem ich meine Ueberfahrt nicht hatte bezahlen können, und der mir nichtsdestoweniger versprochen, auf meine Gesundheit zu trinken, ein Versprechen, das er gewissenhafter Weise gehalten hatte.

Statt eines Beutels voll Kiesel hatte ich dieses Mal eine Brieftasche, welche gute fünfundvierzig Tausend Franken enthielt.

So daß ich ihm bei meiner Landung in Monikendamm, da ich ihm nicht allein die letzte Ueberfahrt, sondern auch noch die erste mit den Zinsen und den Zinsen von den Zinsen während sechs Jahren schuldig war, ihm fünfundzwanzig Gulden gab, was eine Summe war, wie er lange keine eingenommen hatte.

Hierauf ging ich nach meinem Hause.

Vor der Thür sah ich von Weitem eine Amme in Trauer, welche zwei Kinder säugte.

Ich begriff Alles.

Ich trat in das Wohnzimmer, in welchem sich meine drei Söhne und meine Tochter befanden.

Die drei Knaben entflohen, als sie mich sahen.

Was das Mädchen anbelangt, so war sie, da sie noch nicht allein gehen konnte, wohl genöthigt zu bleiben.

Ich sah ein, daß ich für diese armen Unschuldigen ein Fremder wäre; ich nahm meine kleine Margarethe in meine Arme, welche lautes Geschrei ausstieß, und kehrte nach der Thür zurück, um mich von irgend einem Nachbar erkennen zu lassen.

Gerade war Simon van Groot, welcher erfahren hatte, daß ein Fremder angekommen und nach dem Hause der Buchold gegangen wäre, herbeigeilt, indem er sich die Wahrheit dachte, und er kam, indem er die drei Kinder, welche flohen, und dann die Amme mit den beiden Säuglingen wieder gesammelt hatte.

In einem Augenblicke war Alles aufgeklärt.

—Und die arme Buchold? fragte ich.

—Du kömmst zwei Monate zu spät, mein lieber Olifus, antwortete Simon van Groot, die Buchold ist gestorben, indem sie Deine beiden Zwillinge auf die Welt setzte.

—Ja, Simon und Judas.

—Wie Du es gesagt. In Deiner Abwesenheit habe ich für die Familie gesorgt. Die Gläubiger hatten das Haus verkauft, ich habe es zurückgekauft. Ich wußte wohl, daß Du eines Tages zurückkehren würdest, und ich wollte, daß Du außer den Kindern, die Sachen in dem Zustande wiederfändest, in welchem Du sie verlassen hattest.

—Ich danke, Van Groot.

—Nur unsere arme Buchold! . . .

—Das ist nicht zu ändern, Simon, wir sind alle sterblich.

—Ach! Du wirst niemals eine Gleiche wiederfinden, Olifus.

—Das ist wahrscheinlich.

Wir, Van Groot und ich, umarmten uns weinend, dann schlossen wir unsere Rechnungen ab.

Ich zahlte ihm den Preis des Hauses und der Möbeln zurück, welches ich als den Antheil Margarethens behielt.

Dann legte ich für jeden der Knaben sechs Tausend Franken an, wovon ich mir nur die Zinsen bis zu ihrer Volljährigkeit vorbehielt.

Endlich behielt ich neun Tausend Franken für mich,

um niemals Jemand zur Last zu sein, und nur nöthig zu haben in meine Tasche zu greifen, um aus ihr eine Flasche Ratafia, Rum und Arak zu nehmen.

—Und Sie haben die Bucholb niemals wiedergesehen? fragte ich ihn.

—Doch, ein Mal. Sie ist gekommen mir zu erzählen, daß ich ihrer für immer entledigt wäre, weil sie sich mit Simon van Groot wieder verheirathet hätte, den man am Tage zuvor begraben, und der verlangt hatte, der alte Spitzbube, neben ihr begraben zu werden. So daß ich, fügte der Vater Olifus hinzu, indem er das letzte Glas Arak leerte, ihrer für diese und für jene Welt entledigt bin, wie ich es zum Mindesten hoffe.

Hierauf brach der Vater Olifus in ein Gelächter aus, das ihm ganz eigenthümlich war, und ließ sich unter den Tisch gleiten, von wo aus fast sogleich ein Schnarchen erschallte, das uns keinen Zweifel über den ungetrübten Schlaf übrig ließ, dem dieses reine und von Gewissensbissen freie Herz sich hingegeben hatte.

Im selben Augenblicke ging die Thür auf, ich wandte den Kopf um, und eine sanfte und klangvolle Stimme ließ sich hören.

Diese Stimme war die Margarethens, welche mit einer Lampe in der Hand auf der Schwelle des Zimmers erschien.

—Es ist Zeit, daß Sie zu Bett gehen, meine Herren, sagte sie. Ich will Sie nach Ihrem Schlafzimmer führen. Mein armer Vater wird Sie mit seinen Geschich-

ten sehr gelangweilt haben, nicht wahr? Aber man muß einige Nachsicht mit ihm haben. Er ist sechs Jahre lang zu den Lebzeiten unserer armen Mutter in dem Irrenhause von Horn gewesen, und er hat es nicht ganz geheilt verlassen. Es sind Einfälle und Mährchen, welche ihm im Kopfe herumgehen, besonders wenn er zu viel starke Getränke zu sich genommen hat, was ihm oft begegnet. Aber, wie immer, wird beim Erwachen sein Verstand zurückkehren, und er wird seine Reise nach Ostindien vergessen, Reisen, die niemals anders, als in seiner Einbildung bestanden haben.

Nach dieser Erklärung, welche uns unendlich wahrscheinlicher als Alles das schien, was uns der Vater Hieronymus Franz Olifus erzählt hatte, gingen wir zu Bett.

Am folgenden Morgen verlangten wir ihn zu sehen, um Abschied von ihm zu nehmen. Aber man sagte uns, daß er mit Tagesanbruche aufgebrochen wäre, um einen Reisenden nach Stavorin zu fahren.

So daß wir Monikendamm verließen, ohne zu wissen wer uns belogen hatte, der alte zahnlose Mund des Vaters Olifus, oder der frische und hübsche Mund seiner Tochter Margaretha.

Indessen nahm uns Eines gegen die hübsche Wirthin des alten Ostindienfahrers ein, nämlich daß sie am Tage zuvor nur durch Zeichen mit uns gesprochen hatte, und daß sie am folgenden Tage mit einem Male Französisch sprechen konnte, um uns die Erklärung zu geben, welche wir hier niedergeschrieben haben.

Es ist an den Personen, welche in Ostindien gewesen

sind, zu beurtheilen, ob der Vater Olifus wirklich die Länder gesehen hat, die er beschrieben, und die wir nach ihm wieder beschrieben haben, oder ob er Madagascar, Ceylon, Negundo, Goa, Calicut, Manila und Bidondo nur ganz einfach von dem Irrenhause von Horn aus gesehen hat.

Ende der Heirathen des Vater Olifus.

Ende des dritten Bandes.

Druck von C. Schumann in Schneeberg.

In gleichem Verlage sind erschienen:

Glaubensworte

von einem

weltlichen Diener des heiligen Geistes.

In

Christlichen Betstunden

für

freie Gemeinden des neunzehnten Jahrhunderts

und

für stille Erbauung denkender Christen.

Erstes Halbjahr. Vom 13. Mai bis 28. October.

geh. 1 Thlr.

An

Seine Majestät

den

König von Preußen.

Eine öffentliche Stimme

des

christlichen und wissenschaftlichen Bewußtseins

über

Lebensrecht und Volksfreiheit im Staate

von

Prof. Dr. med. **Klencke.**

geh. 1/3 Thlr.

In gleichem Verlage sind kürzlich erschienen:

Ainsworth, W. H., Die Hexen von Lancashire. Roman. Aus dem Englischen von D. E. Susemihl. Schillerformat. 4 Bände. 1⅚ Thlr.

James, G. P. R., Die Fälschung, oder die besten Absichten. Aus dem Englischen von D. E. Susemihl. 3 Bände. Octav. 2 Thlr.
Taschenausgabe 6 Bändchen 1 Thlr.

Klencke. Eine deutsche Familie, oder Weltkämpfe im Stillleben. 1ster Band. 1⅓ Thlr.

— — gesammelte Novellen. 1ster Band. 1½ Thlr.

Lamartine, A. v., Raphael. Erinnerungen aus dem zwanzigsten Lebensjahre. Deutsch von W. von Blankenburg. 2 Bände. 1 Thlr.

Leibrock, Aug, Der unbekannte Bruder, oder die Geheimnisse des alten Schlosses. Eine Familiengeschichte. 2 Theile. 2½ Thlr.

Lindau, W. A., Die Schlacht bei Aussig. Romantische Bilder aus dem funfzehnten Jahrhundert. (Letztes Werk des nun gestorbenen Verfassers.) 1¼ Thlr.

Malefille, Fel., Der Capitain La Rose. (Seeroman.) Deutsch von D. Ferd. Fließbach. ⅔ Thlr.

Der Page Carls XII. Historischer Roman. Aus dem Schwedischen von Carl Eichel. 2 Bde. 2½ Thlr.

Rabou, Charles, Das schwarze Kabinet. Aus dem Französischen. 1 — 6. Band. 3 Thlr.

Schrader, Aug., (Verf. v. „Graf Lally Tollendal") Das Staatsgefängniß. Roman aus der neuesten Geschichte. 1ster u. 2ter Band. 2 Thlr.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Dumas, Alexandre,

Tausend und ein Gespenst Von Alexander Dumas. Aus dem Französischen ü
bersetzt von W. L. Wesché

Bd.: 3

Leipzig 1849

P.o.gall. 2561 f-3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10101103-0